

BERLIN · JANUAR 1943 · JAHRGANG 5 · HEFT 1
DIE REICHSZEITSCHRIFT DER HITLER-JUGEND
30 Pf



VON DER *Laune* FRÖHLICHER MÄDCHEN

Wenn die Mädchen des BDM.-Werkes „Glaube und Schönheit" auch die Betreuung von Verwundeten und die Besuche in Lazaretten zu einem Teil ihres Programms gemacht haben, so nicht um den gewollten Optimismus der Lebensfreude sozusagen als Medizin zu verabreichen, sondern es ist ihnen, die ja selbst untrennbar mit dem Kriege verbunden sind und ihre Brüder oder Väter an der Front wissen, ein Herzensbedürfnis, mit ihren Kräften etwas beizusteuern. Sie mögen sich dieses oder jenes vornehmen, musizieren, Spiele und Bücher mitbringen, dies alles ist nicht das Entscheidende: Wenn sie nur fröhlich sind, so wie Mädchen des herrlichen Alters zwischen siebzehn bis einundzwanzig fröhlich sein können. Jede gute Laune wirkt ansteckend, das wissen die Soldaten in den Lazaretten, die von diesen jungen fröhlichen Mädchen besucht wurden.

Praktische Seiten eines großen Werkes

Auf einer Terrasse des wunderbaren Reichssportfeldes sonnen sich die Mädchen, bevor sie mit Keule, Ball und Ring auf den Rasen gehen

Aufnahmen: Barbara Soltmann (3)

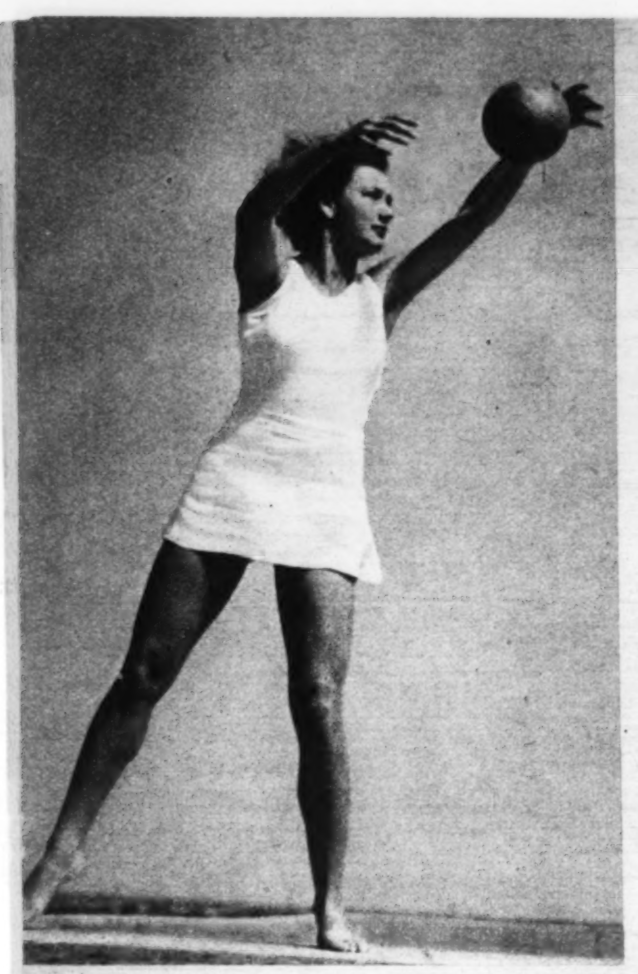
Es ist etwas Eigenes um Jubiläendaten im Kriege, besonders wenn es sich erst um fünf kurze Jahresringe handelt; denn die Forderungen des Kriegsalltags sind so zwingend, daß zum Verweilen und Rückschauen kaum Zeit verbleibt. Da der 19. Januar 1938 im Erziehungsprogramm der Jugend aber eine gewichtige Neuerung brachte, deren Notwendigkeit von einem Kriegsjahr zum anderen deutlicher wird, soll das fünfjährige Bestehen des BDM.-Werkes „Glaube und Schönheit" nicht übergangen werden. Als Reichsleiter Baldur von Schirach vor fünf Jahren die Gründung des BDM.-Werkes verkündete und damit den 17- bis 21jährigen Mädeln innerhalb der Hitler-Jugend eine eigens abgegrenzte Heimstatt gab, geschah dies nicht aus organisatorischen oder technischen Gründen, sondern einzig aus der Erwägung heraus, daß das in ein eigenes, persönliches, selbstverantwortliches Leben hinüberwachsende Mädel anderen Lebensgesetzen und Entwicklungsphasen unterliegt und damit anderen Erziehungsformen folgen muß als die 14- bis 16jährigen im Mädelbund oder gar die 10- bis 14jährigen Jungmädel.

In diesen vier Jahreskreisen ringt das Mädel um seinen ihm gemäßen Lebensstil, tut es innerlich die entscheidenden Schritte vom „Wir" des Mädelbundes zum nach wie vor dem Ganzen verpflichteten „Ich", von der Gemeinschaft zur „gemeinschaftsgebundenen Persönlichkeit", wie Reichsleiter Baldur von Schirach das Erziehungsziel des BDM.-Werkes einmal für alle Zukunft gültig umriß. In diesen für sein und seiner künftigen Familie Gesicht wesentlichen Entwicklungsjahren gilt das schon rein biologisch und seelisch ganz natürlich begründete Streben des Mädels der Ausbildung und Vertiefung all der Kräfte und Anlagen, die es für die Erfüllung seiner Aufgaben als Gattin und Hausfrau, Mutter und Erzieherin benötigt. Das BDM.-Werk „Glaube und Schönheit" trägt dieser Tatsache Rechnung. Es vermeidet jeden Zwang und läßt durch die Vielfalt seiner sportlichen, häuslichen und musischen Arbeitsgemeinschaften sowie der mit ihnen verknüpften praktischen Einsatzmöglichkeiten, denen im Kriege besonderes Gewicht zukommt, seinen Mitgliedern völlig freie Wahl. Jedes Mädel kann seine Kenntnisse und praktischen Fähigkeiten auf den Gebieten ausbilden oder vervollkommnen, in denen es selbst Lücken spürt oder zu denen es besondere Zuneigung empfindet.

Man hat anfangs viel gespöttelt über „den BDM., der plötzlich zu tanzen und zu schweben anfing", und dabei übersehen, daß schon allein die drei Worte Glaube und Schönheit ein revolutionäres, weil rein nordisches Erziehungsideal in sich bergen. Glaube und Schönheit bedeutet nichts anderes als das uralte, arische Bekenntnis zur Einheit von Körper, Seele und Geist, hier in einer der weiblichen Psyche und ihrer den Kräften der Seele und des Gemütes besonders innig verbundenen Anlagen Rechnung tragenden Form. Nicht auf spielerischem Zufall beruht jene wundersame Wechselwirkung zwischen den Kunstwerken Kolbes, Klimschs und Thoraks, jenen Mädchen- und Frauenplastiken, die zugleich beseelte Körperlichkeit und verkörperten Seelenadel ausstrahlen, und der jungen Generation, die ihr seelisches und rassisches Inbild in diesen Gestalten erblickt und bewahrt.

Dem Zielbild des adligen, schönen, in sich ausgeglichenen, „an Leib und Seele rechtwinklig gebauten", lebenstüchtigen Menschen dient eine gründliche Körperpflege und Leibeserziehung, weshalb im sommerlichen Halbjahresprogramm des BDM.-Werkes nur gymnastische, leichtathletische und sportliche Arbeitsgemeinschaften verzeichnet sind. Vom April bis zum Oktober finden sich die Mädel im weißen Sportdreß einmal in der Woche in den späten Nachmittags- oder Abendstunden auf dem grünen Sportplatz zusammen. Sie alle stehen tagsüber an der Maschine, im Labor, sitzen vor dem Klappenschrank, an Journalen, vor der Schreibmaschine, auf der Schulbank oder verrichten auf dem Land harte körperliche Arbeit, nach der diese zwei Gymnastikstunden als Ausgleich und Entspannung ebenso Wunder wirken wie bei den Stadtmädeln. Andere kann man — je nach den örtlich bedingten Verhältnissen und den vorhandenen Fachkräften — auch beim Rudern, Segeln, Schwimmen und Fechten antreffen, denn auch die Sportarten sind den Mädeln völlig freigestellt. Jeder Sportnachmittag oder -abend wird — möglichst unter Zuziehung von Fachkräften — mit 15 Minuten Körper- und Schönheitspflege beschlossen.

Die Landmädel haben darüber hinaus im Sommer einen besonders beliebten Treffpunkt, ihren Bauerngarten. Seit dem Frühjahr 1941 sind mehrere Tausend solcher Bauerngärten des BDM.-Werkes entstanden. Aus alten Krautäckern wurden wahre Mustergärten mit Würz- und Heilkräuterbeeten, mit reichem Gemüse- und Blumenertrag. So manche Bäuerin hat sich diese sorgsam gepflegten



In freier Luft, in natürlicher Bewegung des Körpers, in der gesunden Tätigkeit aller Glieder und tänzerischer, musikalischer Haltung erleben die Mädchen die Schönheit des Sportsommers

wo die im Beruf oder in einer Berufsausbildung stehende weibliche Jugend, die damit schon tagtäglich das ihre zum Kriegseinsatz der Heimat beisteuert, auf die Dauer nur durch eine gründliche, praktische Vorbildung der dauernden Doppelbelastung von Arbeitsplatz und häuslichen Verpflichtungen gewachsen sein wird. Daß damit die musische Erziehung nicht als zweitrangig betrachtet, sondern lediglich aus Gründen einer notwendigen Kräfterationierung eingeschränkt wird, braucht ebensowenig betont, wie in einem unter dem Gesetz des Krieges lebenden Volke begründet zu werden. Diese Rationierung der Kräfte findet ihren sichtbarsten Ausdruck darin, daß die vier Arbeitsgemeinschaften, die sich mit der häuslichen Erziehung im weitesten Sinne befassen, als praktischer Kriegseinsatz des BDM.-Werkes anerkannt werden, wie sie im übrigen auch die entsprechenden Kurse des Reichsmütterdienstes ersetzen und bei der Gewährung von Ehestandsdarlehen diesen gleichgestellt sind.



Aber der Krieg fordert die Anspannung der Kräfte eines jeden. Die Mädchen, die sonst ihre freie Zeit nach ihrem Belieben ausfüllen konnten, haben sich nun mit an die Arbeitsplätze gestellt. Eine beliebte Tätigkeit für unsere Mädchen, ist das Amt der Briefträgerin

und genutzten Beete schon zum Vorbild genommen, so mancher Speisezettel hat durch sie bereits eine ebenso gesunde wie wohlschmeckende Bereicherung erfahren.

Im Winterhalbjahr werden die Stadt- und Landmädel künftig jahrgangsweise im gleichen Rahmenplan erfaßt. Dabei wird selbstverständlich auf dem Lande in allen Arbeitsgemeinschaften auf die besonderen Aufgaben der bäuerlichen Haushaltführung und Lebensgestaltung Bezug genommen. Wenn auch nach wie vor am Grundsatz der freien Wahl der Arbeitsgemeinschaften festgehalten wird, so werden die Mädel im Kriege doch nachdrücklich auf die vier großen Kreise der häuslichen Erziehung verwiesen, in denen sie sich alle die nötigsten Grundkenntnisse erwerben sollen, um diese dann im praktischen, mit Schul- oder Berufsanforderungen sorgfältig abgestimmten Kriegseinsatz der Hitler-Jugend verwerten zu können. Wer darüber hinaus noch an einem zweiten Abend in der Woche an einer musischen Arbeitsgemeinschaft teilnehmen möchte, kann dies selbstverständlich gern tun.

Zur persönlichen Lebensgestaltung, zur Geschmacksbildung und Pflege einer eigenbetonten häuslichen Kultur gehören schon in Friedenszeiten praktische Voraussetzungen, viel mehr aber erst im Kriege,



Kochkunst ist dort am schwierigsten, wo man mit wenigem auskommen muß. Aus dem vollen wirtschaften versteht mancher, aber das rationelle Wirtschaften will heute gelernt sein. In den Kochkursen lernen die jungen Mädchen sich auf die Erfordernisse unserer Tage einzustellen

Die häusliche Erziehung baut auf folgenden vier Stufen auf:

Unter der fachlichen Leitung von Mütterschullehrkräften werden die 17 bis 18jährigen in 20 Doppelstunden kostenlos mit allen Geheimnissen moderner Kochkunst und Haushaltführung vertraut gemacht. Der Schwerpunkt liegt immer auf der praktischen Arbeit, doch werden auch alle Fragen einer geordneten Haushaltführung, einer gesunden, vitaminreichen Kost, der Wohnungs-, Möbel- und Wäschepflege, der Einteilung des Wirtschaftsgeldes und der Arbeitskleidung gründlich erörtert, lernen die Mädel, wie man einen Tisch für die Feste im Jahreslauf und für kleine Geselligkeiten festlich schmückt. Die 18 bis 19jähri-



Dabei kommen aber die Leckerbissen nicht zu kurz. Auch ohne Ei und mit wenig Fett kann man doch einiges im Backofen zurechtzaubern, was sich auf dem Sonntagstisch sehr gut ausnimmt. Die beiden Mädchen haben gerade offenbar einen Teil des Weihnachtsgebäckes gemacht

Rechts: In den Werkkursen lernen die Mädchen mit Handwerkszeug umgehen, um an der Spielzeugherstellung selbst teilzunehmen

gen können sich in der Arbeitsgemeinschaft Nähen und geschmackvolles, zweckmäßiges Kleiden alle die praktischen Kenntnisse erwerben, die jeder Frau in Heim und Familie unentbehrlich sind. Eine sorgfältige modische Geschmackserziehung, praktische Werkarbeit wie Spinnen, Weben, Sticken, Stricken, Stoffefärben mit Pflanzenfarben, Stoffmalerei und Klöppeln dienen der Geschmacksbildung und damit einer persönlichen Lebens- und Heimgestaltung.

In der Arbeitsgemeinschaft Gesundheitsführung lernen die 19 bis 20jährigen Säuglings- und häusliche Krankenpflege sowie die Grundregeln der Diätküche, die Zubereitung einer gesunden Kinderernährung, die Verwendung von Hausmitteln und die Einrichtung einer Hausapotheke. „Kultur in Heim und Familie" heißt die vierte Arbeitsgemeinschaft, in der sich die 20 bis 21jährigen Mädel mit Fragen der Schönheit des Wohnens, der Aussteuer, der Ausgestaltung häuslicher Feste und Geselligkeit, der Sippenforschung, Familien- und Heimatkunde beschäftigen. Wie zu allen anderen Arbeitsgemeinschaften, so werden hierzu ebenfalls Fachkräfte herangezogen, so bei-



Der Weihnachtsmarkt der HJ. war das beste Beispiel dieser segensreichen Tätigkeit, der sich unsere Mädchen mit freudigem Eifer hingaben. Selbstgebasteltes Spielzeug ist nicht schlechter als das, was einst die Fabriken lieferten. Was an Lack und Farbe fehlt, ist durch gewisse Derbheit ersetzt

Aufnahmen: Reichsbildstelle der HJ., Rondophot (2), Barbara Soltmann (3)



Eines der Gebiete, auf das sich die Mädchen mit besonderem Eifer und gewisser Hingabe konzentrieren, ist die Modeschöpfung. Welches Mädchen wollte es nicht lernen, sich die Modelle selbst zu entwerfen. Heute ist diese Tätigkeit von besonderer Bedeutung, da sie darauf angewiesen sind, die alten getragenen Sachen umzuarbeiten und sie sich von neuem neu zu machen

spielsweise Innenarchitekten, die unseren künftigen Hausfrauen das Echte vom Kitsch, das Gediegene von der Massenware, zweckmäßige und formschöne Möbel von stillosen und unpraktischen „Stil"-Ungeheuern unterscheiden lehren. Gute und schlechte Beispiele von Wand- und Blumenschmuck, Keramiken, Porzellan, Glas und schmiedeeisernen Gegenständen, von Stoffmustern und Farben für Fenstervorhänge, für Möbel und Kissenbezüge sollen den Schönheitssinn der Mädel wecken und sie überzeugen, daß nicht der Geldbeutel, sondern in erster Linie ein sorgfältig geschul-

ter Geschmack und Sinn für persönliche Lebenskultur die Voraussetzungen sind, ein Heim zu schaffen und einen Lebensstil zu entwickeln, der beglückender Ausdruck unseres Lebens- und Artgesetzes ist, äußere, zeitgemäße Gestalt unseres ewigen deutschen Wesens. Besondere geistige Interessen können in den Arbeitsgemeinschaften Völkisches Leben, Heimatkunde, Geschichte, Auslandskunde und Sprachen gepflegt werden. Die musischen Begabungen werden in den Arbeitsgemeinschaften Chor, Orchester, Laienspiel, Tanz, Schnitzen, Modellieren und Zeichnen gefördert.

Vielen Tausenden von Mädeln sind die Ausbildungs- und Einsatzmöglichkeiten im BDM.-Werk schon zu einer unerschöpflichen Quelle der Anregung und Ertüchtigung geworden. Viele Tausende mögen die in diesen Arbeitsgemeinschaften erworbenen Kenntnisse nicht mehr missen, wenn sie in ihrer Familie oder, falls sie fern dem Elternhaus allein auf sich gestellt im Beruf stehen oder im Kriegseinsatz der Hitler-Jugend so zupacken können, daß das praktische Arbeitsergebnis ihrem guten Willen entspricht. In der Nachbarschaftshilfe und bei der Lazarettbetreuung, im Osteinsatz und im Kindergarten haben diese 20 Doppelstunden schon reiche Früchte getragen, sind diese Gebiete des Kriegseinsatzes doch weitaus stärker als der Fabrikeinsatz, das Wettrüsten oder auch der Straßenbahn-, Post- und Behördendienst, in dem sich die Mädel von Glaube und Schönheit ebenso hervorragend bewähren, von fachlichen Voraussetzungen abhängig.

So ist das BDM.-Werk Glaube und Schönheit in den ersten fünf Jahren seines Bestehens zu einer modernsten und zugleich politischen Schule für das Leben geworden, in der gesunde und gepflegte, anmutige und widerstandsfähige Frauen herangebildet werden, die im Frieden wie im Kriege allen Anforderungen des Lebens in Haus und Beruf zu genügen wissen. Wie antwortete doch einst Ottilie auf die Forderung Charlottens in den „Wahlverwandtschaften", Männer sollten von Jugend auf Uniform tragen: „Jede Frau schließt die andere aus, ihrer Natur nach; denn von jeder wird alles gefordert, was dem ganzen Geschlecht zu leisten obliegt."

Dr. Ruth Gaensecke



Der Winterkämpfer

Man hat oft geglaubt, daß sich das Bild des deutschen Soldaten nicht besser zeigen lasse, als bei dieser oder jener Gelegenheit, bei der Meisterung dieser oder jener schwierigen Situation, aber wenn man das Bild des deutschen Soldaten im Osten aufzeigen will, das über den Tag hinaus im ewigen Glanze der Geschichte strahlen wird, dann muß man des Winterkämpfers gedenken, der in der bitteren Kälte auf den Schneefeldern des Ostens zum höheren Ruhm des Vaterlandes ausgehalten hat. Nicht der glanzvolle Vormarsch ist es, die Siege, die mit rascher, stürmender Hand genommen werden, sondern das Aushalten in Situationen, aus denen es kaum einen Ausweg gibt, das Verharren in Lagen, da das Schicksal sozusagen das Antlitz verhüllt, dem Soldaten den Zuspruch nicht gönnt, den er erwartet.

Ewig und unverlierbar werden die Taten sein, die sich heute noch nicht in vollem Umfange enthüllt haben. Abgeschnitten oft, eingekreist und auf sich selbst gestellt, verteidigten die Soldaten mehr als ihr Leben, sie verteidigten ihr Vaterland und wuchsen über sich selbst hinaus in ein Legendäres hinein.

Vor kurzem berichtete mir ein Soldat, der am Nordabschnitt im Mittelpunkt der Kämpfe stand, von seinen Erlebnissen. Er erzählte beispielsweise, wie in der Nacht ein Posten hereinstürmte und meldete, daß sich etwas Verdächtiges nähere, und als man hinausstürzte und die Maschinengewehre besetzte, hörte man ein leises Schleifen und Flirren, das sich über das nachtdunkle Schneefeld näherte, als ob tausend Skier über den Schnee knirschen, so war es.

Der Kompaniechef ging von Mann zu Mann. Er flüsterte: „Näherkommen

lassen! Ich gebe das Zeichen. Niemand schießt, bevor ich den ersten Feuerstoß abgebe." Und das Schleifen und Flirren der tausend Skier über den Schnee kam immer näher. Schon fragten die Männer: „Noch nicht? Noch nicht? Sie sind doch schon fast mitten unter uns!" Dann tackte das Maschinengewehr, hinter das sich der Kompaniechef selbst gelegt hatte, los, und alle anderen antworteten, und die Stille der Nacht zerriß jäh von dem gewaltigen Lärm, aus dem sich immer mehr das Schreien der verwundeten Sowjets abhob.

Am nächsten Tage sahen die Männer der Kompanie, daß sie einige hundert Mann, drei sowjetische Bataillone, vernichtet hatten.

Ein Kriegsberichter hörte von einer anderen Kompanie, die ebenfalls auf sich allein gestellt den Massenangriff der Sowjets abwehrte und am nächsten Tage vor ihren Stellungen mehrere hundert tote Sowjets zählte. Er ging hin, meldete sich beim Kompaniechef und sagte, er wolle einen Bericht schreiben. „Das ist gut", sagte der Kompaniechef, „aber was soll ich Ihnen erzählen, gehen Sie zu meinem Zugführer." Der Kriegsberichter ging zu dem Zugführer und sagte, daß er etwas von dem Kampfe in der vergangenen Nacht erfahren möchte. Der Zugführer freute sich. „Das ist gut", sagte er, „aber wissen Sie, dann gehen Sie am besten zu dem Gruppenführer. Der wird Ihnen das erzählen können." Der Kriegsberichter kam zum Gruppenführer und trug seine Bitte vor. Der Gruppenführer freute sich ebenfalls, aber er sagte: „Da gehe doch mal zu dem Rottenführer, der dort hinten steht, der hat vor seiner Stellung allein fünfzig Tote gehabt." Und als der Kriegsberichter zu dem Rottenführer kam, sah der ihn nur an und sagte: „Mensch, was soll ich dir erzählen. Ich war das doch nicht allein, das waren doch alle anderen auch, die die Russen in die Pfanne gehauen haben."

So wollte ein Kriegsberichter einen Bericht machen, aber er erfuhr eigentlich nichts. Und so war es überall. Der Winterkämpfer ist des normalen Maßstabs weit entrückt. Über Lob und Tadel und Anerkennung und Ruhm ist er weit hinaus. In Wahrheit sieht es so aus: Er hat ein Gefechtsfeld vor sich, dies kennt er genau, mehr nicht, und mehr ist nicht wichtig. Er hat diesen Abschnitt zu halten und mehr nicht. Alles andere ist so unwesentlich geworden vor der unerbittlichen Pflicht, die ihn an diesen Platz gestellt hat und ihm befiehlt, auszuhalten. Aber keine Zeile und kein Wort reichen aus, genau und ganz darzustellen, in welcher Verfassung er sich befindet. Man sollte es auch nicht zu erreichen versuchen. Nur eins ist nötig: Ehrfurcht zu haben vor den Männern, die alles entbehren und auf alles verzichten und die in ihrer Härte, in ihrer Ausdauer und in ihrer Zuversicht von niemandem übertroffen werden. Alle Phrasen, alles Unechte, alles Wertlose, alles Gemachte liegt weit hinter ihnen. Aber der Ruhm, den sie für sich verschmähen, der soll im Herzen der Jugend in voller Unvergänglichkeit leuchten.

H. R.



Der Mann, der auf einer Kiste saß...

Von Kriegsberichter Ottmar Haas



Der Wagen war uns plötzlich stehengeblieben, und da unser Fahrzeug als ehemals englischer Kommandowagen kein Werkzeug mit sich führte, machte ich mich auf den Weg zum nahegelegenen Feldflugplatz, um Hilfe zu holen. Ein paar Jagdmaschinen standen flimmernd in der Mittagssonne, und schon im ersten Zelt fand ich einen Mann, der auf einer umgestülpten Kiste hockend eben eine Feldflasche an den Mund setzte. Sein Braunhemd trug keine Rangabzeichen.

„Heil dir, Kamerad! Hast du vielleicht einen Schraubenschlüssel da? Unser Wagen will nicht mehr."

Der Soldat setzte die Feldflasche ab und reichte sie mir:

„Da! Prima Zitrone!"

Während ich hocherfreut nach der Feldflasche griff, verließ er das Zelt und kam einige Augenblicke später mit mehreren Schlüsseln zurück.

„Die kannst du ja mal durchprobieren. Eine größere Auswahl haben wir leider auch nicht."

Ich habe mich schon bedankt und das Zelt verlassen, da ruft er mir noch nach:

„Aber wiederbringen, hörst du?"

„Klar, in fünf Minuten!"

Angesichts der vielen Schlüssel gab unser Wagen seinen Streik auf. Doch als ich zum Zelt zurückkehrte, war der Soldat verschwunden. Aber ein anderer saß auf der umgestülpten Kiste.

„Ein Kamerad von dir hat mir eben diese Schraubenschlüssel geliehen."

„Ah, der Hauptmann."

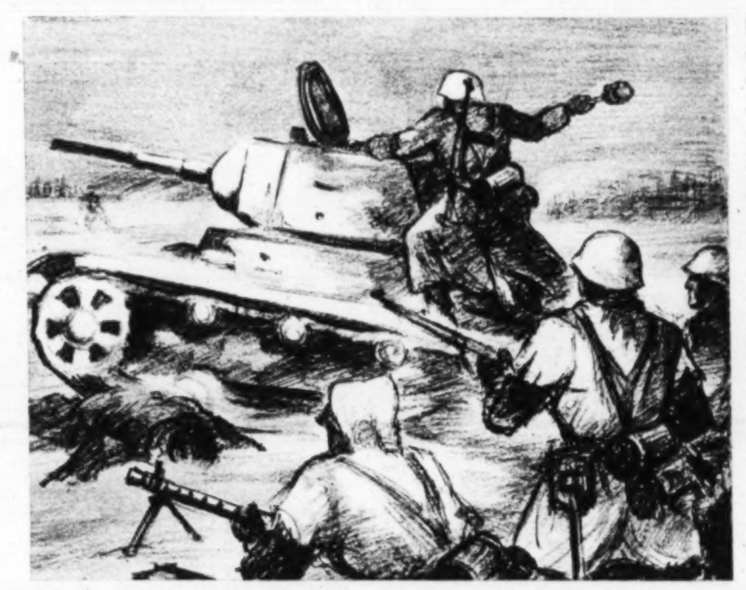
Ich staunte.

„Ein Offizier war das?"

Und jetzt fällt mir auch ein, daß mir das Gesicht des Soldaten irgendwoher bekannt erschien. Der Landser aber lachte:

„Mensch, den kennste nicht? Das war doch Marseille."

Phantastisch zuckt in ewig sich verändernden bunten Bändern das Nordlicht über den Polarhimmel. Ein gigantisches Feuerwerk von kaltem Glanz. Für den Soldaten, der in Finnland über das Eis der Flüsse und Seen Nachschub fährt, hat dieses Schauspiel seinen ersten Reiz verloren. Es kann sogar sein, daß er flucht, denn zuweilen sind die dunklen Nächte den hellen vorzuziehen



Ein russischer Panzer wird geknackt. Die Handgranate fliegt in den geöffneten Turmdeckel, während die Kameraden die begleitende Infanterie niederhalten

Zeichnungen: ᛋᛋ-Kb. Klerk, ᛋᛋ-Kb. Wigforss, ᛋᛋ-Kb. Leitl

Über die Art, mit der Jugend zu reden

Eine kleine Umschau im Jugendschrifttum



Der Poet, der in der Dachkammer unterm Regenschirm sitzt, wird niemals ein Dichter der Jugend sein können

Bekanntlich wurde der Tausendfuß einmal von, ich weiß nicht mehr wem, gefragt, wie er es eigentlich anstelle, daß er beim Laufen mit seinen vielen Beinen nicht durcheinander gerate. Der Tausendfüßer hatte über diese Frage noch nie nachgedacht. Und als er es nun tat, wurde ihm das bisher Selbstverständliche zur verwirrenden Schwierigkeit: seine tausend Füße gerieten heillos durcheinander; und er hätte für alle Zukunft auf das Laufen verzichten müssen, wenn er es vernünftigerweise nicht vorgezogen haben würde, die heikle Frage nach der Art, mit tausend Füßen zu laufen, auf sich beruhen zu lassen.

Die Frage nach der Art, mit der Jugend zu reden, versetzt den ernsthaft befragten Jugendschriftsteller — um hier einmal diese nicht ganz deutliche Kennzeichnung zu gebrauchen — zunächst in eine ähnliche Schwierigkeit. Er beginnt darüber nachzudenken, welche Gesetze und Bedingungen wohl einer Umgangssprache zugrunde liegen mögen, die ein lebendiges Band zwischen dem jungen Menschen, dem Lesenden oder dem Zuhörer, und dem erwachsenen Menschen, dem Schreibgeübten, Schrifterfahrenen, dem Erzählenden, zu knüpfen vermögen. Und er stellt fest, daß er zunächst eigentlich nur über die Art, wie man mit der Jugend **nicht** reden kann, etwas ganz Deutliches auszusagen imstande wäre (also beispielsweise über den be-



Auch das Caféhaus ist nicht der richtige Platz, um Stoffe für die Jugend zu entwerfen

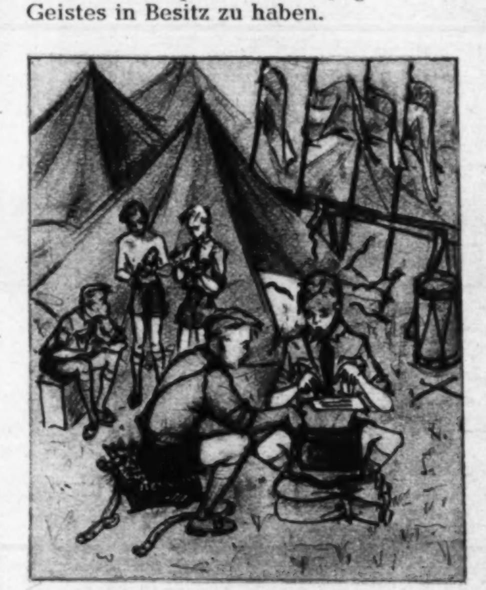
rühmten erhobenen Zeigefinger oder das eitle Pochen auf die nicht immer ausschlaggebenden Lebenserfahrungen), daß aber das Wesentliche, das Wichtige und Notwendige seiner Aufgabe in ein Geheimnis hineingeborgen ist, aus dem es sich nicht so ohne weiteres herauslocken läßt.

Gibt es eigentlich „den" Jugendschriftsteller? Kann sich ein Mann der Feder gewissermaßen von vornherein diesem „Fach" zuwenden und sich darin „spezialisieren"? Wir wollen einmal der Einfachheit halber annehmen, daß das ginge. Wie muß er dann schreiben? Welche Sprache muß er sprechen, damit ihn die Jugend versteht? Und weil ja das, was einer schreibt und spricht, sehr eng mit dem zusammenhängen soll, was er **ist**; wie muß so ein Jugendschriftsteller aussehen, leben, handeln und so weiter? Und noch etwas Wichtiges: Muß einer, der für die Jugend schreibt, jung sein oder „darf" er möglicherweise schon graues Haar haben und vielleicht sogar einen Regenschirm besitzen? Und weil wir gerade so schön beim Fragen sind: Darf ein Jugendschriftsteller eigentlich rauchen?



Auch der geschäftstüchtige junge Mann, der, umgeben von Bücherbarrikaden, glaubt das Amt des Jugendschriftstellers geschäftsmäßig bearbeiten zu können, ist nicht der Jugendschriftsteller, der sich das Herz der Jugend gewinnen könnte

Ich habe in unseren Topf hier absichtlich eine ganze Anzahl unterschiedlichster Fragen hineingeschüttet, Fragen, die nicht an den Haaren herbeigezogen sind, sondern die immer wieder wirklich gestellt werden. Und wenn nun die Sache eine Zeitlang über dem Feuer des Verstandes geschmort hat, dann wollen wir einmal den Deckel aufheben und nachsehen, was zustande gekommen ist. Nun: Nichts als ein Brei mit einem recht faden Geschmack! Fehlen vielleicht noch ein paar Gewürze einer oder der anderen zusätzlichen Weisheit? Kaum! Weil wir die Sache nämlich von vornherein falsch gemacht haben; weil wir nämlich total auf dem Holzwege sind bei unserer Suche nach dem „Typ" des Jugendschriftstellers, dem wir vorschreiben, wie er aussehen, sein und handeln muß, um die „richtige" Art, mit der Jugend zu reden, gewissermaßen als Spezialausrüstung seines Geistes in Besitz zu haben.



Aber es ist auch nicht so, daß der Jugendschriftsteller unbedingt Kniehose trägt und im Zeltlager lebt. — Zeichnungen: Archiv

Denken wir doch nur einmal an Mark Twain: Er befand es für gut, seinen unsterblichen Jugendroman — im Bett zu schreiben! Und vielleicht hat er dabei auch noch eine dicke schwarze Zigarre nach der anderen gequalmt. Und lebte nicht Wilhelm Busch, der Vater von Max und Moritz, als alter bärtiger Mann einsam und fast menschenscheu auf einem Dorf, ohne Kind und Kegel?

Worauf kommt es also bei einem, der

mit der Jugend zu reden hat, in Wirklichkeit an? Wo steckt das Wesentliche, Wichtige und Notwendige? Ganz einfach! Ja sogar: verblüffend einfach! Es kommt einfach auf die Sprache an, die einer schreibt oder spricht. Und da zeigt es sich dann allerdings, daß in dieser „Sprache" des Mannes, des sprachbewanderten und schrifterfahrenen Kameraden junger Menschen ein tiefes und sehr ernstes Geheimnis beschlossen liegt. Oder eigentlich sind es zwei Geheimnisse, auf die es besonders ankommt.

Einmal ist es dies: Wer mit der Jugend redet, muß „deutlich" reden, das heißt: er muß „deuten", nicht andeuten. Er muß sich bewußt sein, daß alles Drumrumreden um eine Sache seine Sprache unverständlich macht, und daß er erst selbst richtig sprechen gelernt haben muß, bevor er das Leben im Bild der Sprache gestalten und so dem jungen, das Leben beginnenden Menschen vermitteln darf. Es ist nämlich durchaus nicht so, daß es gegenüber der Ungeübtheit des jungen Lesers „nicht so genau darauf ankommt", ob die Sprachbilder bis ins letzte gewissenhaft gestaltet und ausgeführt sind! Im Gegenteil: gerade der Jugend gegenüber besteht die ernste Verpflichtung, die heilige Sprache der Heimat rein und klar und in all ihren lebendigen Farben leuchten zu lassen. Denn hier herrscht noch nicht die Abgestumpftheit schlechter Sprachgewohnheiten. Hier wird noch jedes Wort und jedes Sprachbild wichtig genommen. Wie notwendig also, daß nicht falsche und schiefe „Ausdrücke" sich „eindrücken" in das aufnehmende Ohr und damit in das Wesen des werdenden Menschen, der berufen ist, die Sprache, in der sich der Geist seines Volkes darstellt, dereinst weiterzugeben an die Kommenden. Die beste Sprache ist also für die Jugend gerade gut genug!

Die wichtigste Frage aber, vor die sich der Jugendschriftsteller gestellt sieht, ist diese: Was steht hinter meiner Sprache? Was verbirgt sich in dem Geheimnis des Wortes, das, wenn es einmal ausgesprochen oder hingeschrieben ist, unumstößlich dasteht und nicht mehr „rückgängig zu machen ist"? Ich glaube, es würde auf der Welt ganz wesentlich weniger gesprochen oder geschrieben werden, wenn wenigstens die beruflichen (oder sollte es nicht vielmehr heißen: die „berufenen"?) Sprachbenutzer begriffen hätten, daß keine gesprochene oder geschriebene Lüge verborgen bleibt.

Wir können den Zusammenhang und die Wechselbeziehungen zwischen unseren Worten und unserem Wesen nur ahnen und tun gut daran, dieses Geheimnis Geheimnis sein zu lassen. Wer redet oder schreibt, gestaltet ja nicht nur Gedanken und Betrachtungen über das Leben, sondern er gestaltet das Leben selbst. Aus dem unvergänglichen Wesen des Geistes, aus der „Wohnung des Herzens" tritt mit dem Wort etwas Überzeitliches hinaus an das Ufer jenes Stromes, den wir „Zeit" nennen. Wie also wäre es möglich, mit der Jugend in einer anderen Art reden zu wollen oder zu — können, als nur und ausschließlich in den Worten, die unmittelbare Boten unseres Herzens sind.



Vorbei...

... ist es mit dem Bilde einer Jugend, die früher ein nicht wegzudenkender Bestandteil des Straßenlebens war: Die Jungen mit den ungeschnittenen, wilden Haaren, Zigaretten qualmend, und über alle Dinge mit einer Art frühreifer Verächtlichkeit redend. Die Verwahrlosung der Jugend, deren Gefahr besonders im Kriege riesengroß gewesen wäre, ist durch die Hitler-Jugend ausgeschaltet. Zwar sind die Jungen keine Lämmchen geworden. Und manches, was einem Erwachsenen mißfällt, muß der Nachsichtige auf das Konto der überschüssigen jugendlichen Kraft schreiben. Aber das Bild unserer Jugend von heute wird nicht mehr repräsentiert durch Gassenjungen, sondern durch den hellwachen, klaren und gesunden Jungentyp, wie er in den Adolf-Hitler-Schulen und den nationalpolitischen Erziehungsanstalten verkörpert wird.
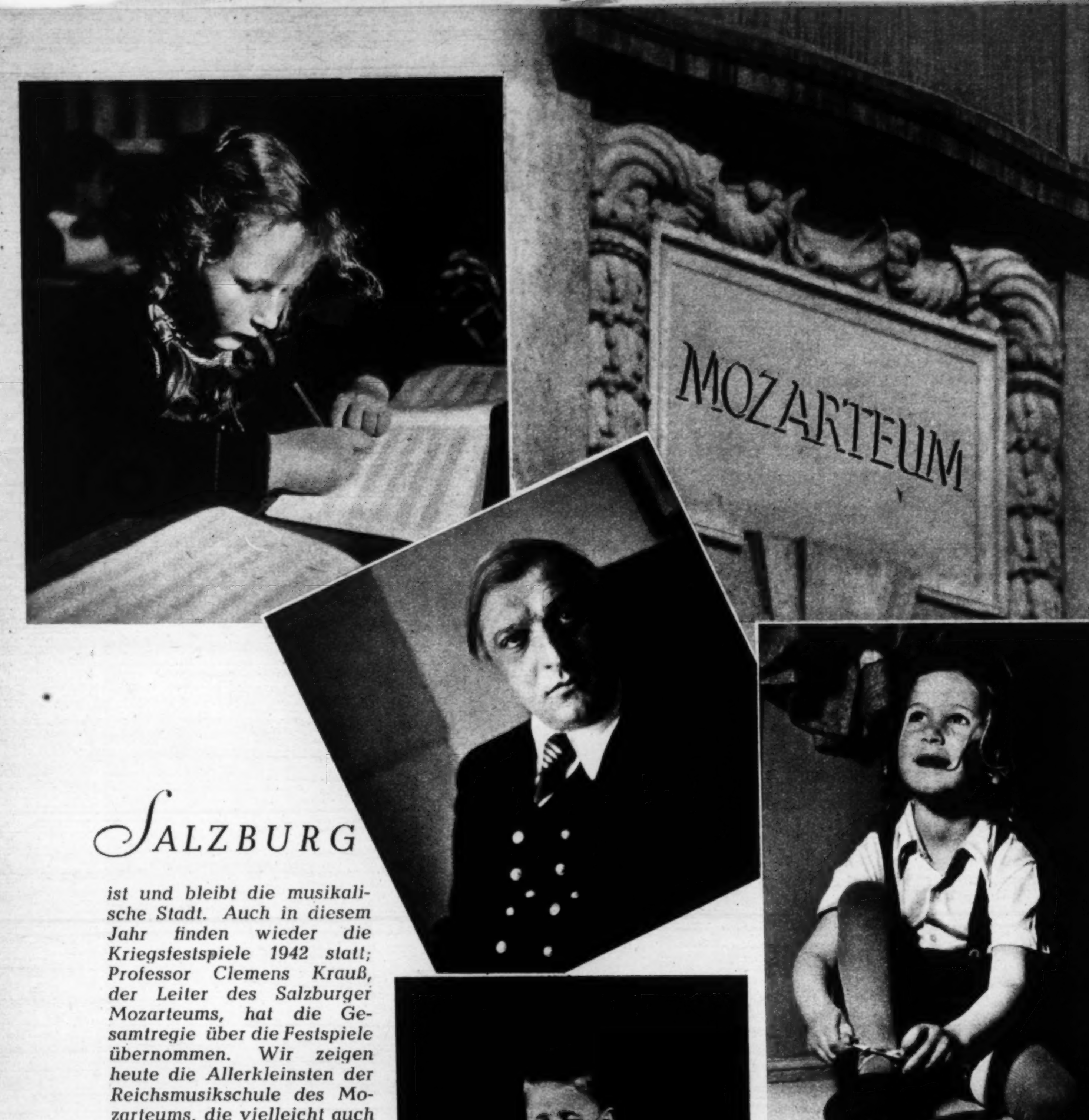




Jugend von heute und ihre Führer

Die Jugend von heute ist idealistisch und nimmt an dem Geschehnis unserer Tage mit leidenschaftlichem Herzen Anteil. Die heutige Jugend ist soldatisch. Ihre Führer sind zum großen Teil an der Front und haben sich Kriegsauszeichnungen erworben. Nur von solchen Führern soll und muß die Jugend geführt werden.

Bannführer Ltn. Hein, der sich als Infanterie-Offizier an der Ostfront das Eichenlaub erwarb



SALZBURG

ist und bleibt die musikalische Stadt. Auch in diesem Jahr finden wieder die Kriegsfestspiele 1942 statt; Professor Clemens Krauß, der Leiter des Salzburger Mozarteums, hat die Gesamtregie über die Festspiele übernommen. Wir zeigen heute die Allerkleinsten der Reichsmusikschule des Mozarteums, die vielleicht auch in den nächsten zehn Jahren auf der Bühne des Festspielhauses als Sänger stehen werden. Das Mozarteum hat sich als Aufgabe gestellt, die jüngsten Salzburger in jeder Weise musikalisch zu schulen. Zuerst bekommen die Kleinen einmal Rhythmik und Gehörunterricht und lernen dann Noten schreiben und Singen. Nun erst bekommen sie, wo eine herrliche Begabung vorhanden ist, ein Musikinstrument in die Hände. Der Durchschnitt der Kinder beginnt mit Ziehharmonika-Unterricht, dann folgen Blockflöte, Geigen-, Klavierunterricht. Von hier aus werden die Kinder, die ein Talent vorweisen können, in die Sonderklassen der Schule übernommen.

Barbara Lüdecke

Auch die ganz Kleinen stehen zur Musik schon in einer eindeutigen Verbindung, selbst wenn sie nicht Musik oder Noten lernen. Sie haben einen sogenannten Rhythmik-Unterricht, in dem sie sich nach der Musik bewegen und drehen, so daß ihnen das Gefühl für Takt in Fleisch und Blut übergeht

Aufnahmen (7) Barbara Lüdecke

Die Kleinen lernen die Musik taktmäßig begleiten. Sie klatschen in die Hände und bewegen sich: in ihrer Art kleine Urdirigenten



Bild links: Der Gesangsunterricht nimmt eine bevorzugte Stellung im Lehrplan ein. Besonderer Wert wird auf die Pflege des Volksliedes gelegt

Bild links unten: Besonders gepflegt wird das beliebte Blockflötenspiel

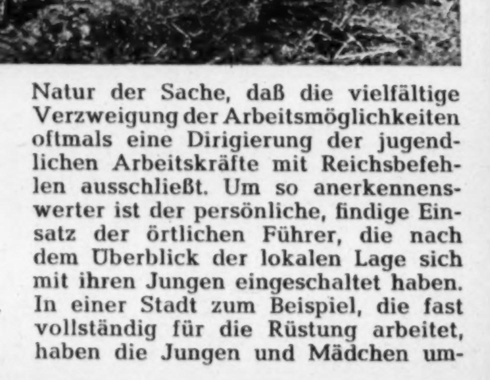
Die kleinen Schülerinnen werden in die Geheimnisse der Notenwelt eingeführt

Das neue Jahr der Jugend

Wenn wir auf das vergangene Jahr zurückblicken, so ist es Freude und Arbeit gewesen. Die Hitler-Jugend hat unter der Parole, die der Reichsjugendführer im Januar 1942 erteilte, den Startschuß gegeben zu einer Arbeit, die die Hitler-Jugend in allen Abschnitten der Heimatfront tätig sah. Sowohl auf dem Lande wie in den Werkstätten hat die Hitler-Jugend alle Möglichkeiten ergriffen. Es liegt in der



Aufnahmen: Dr. Paul Wolff (2), Walter Risch, „Junges Europa"



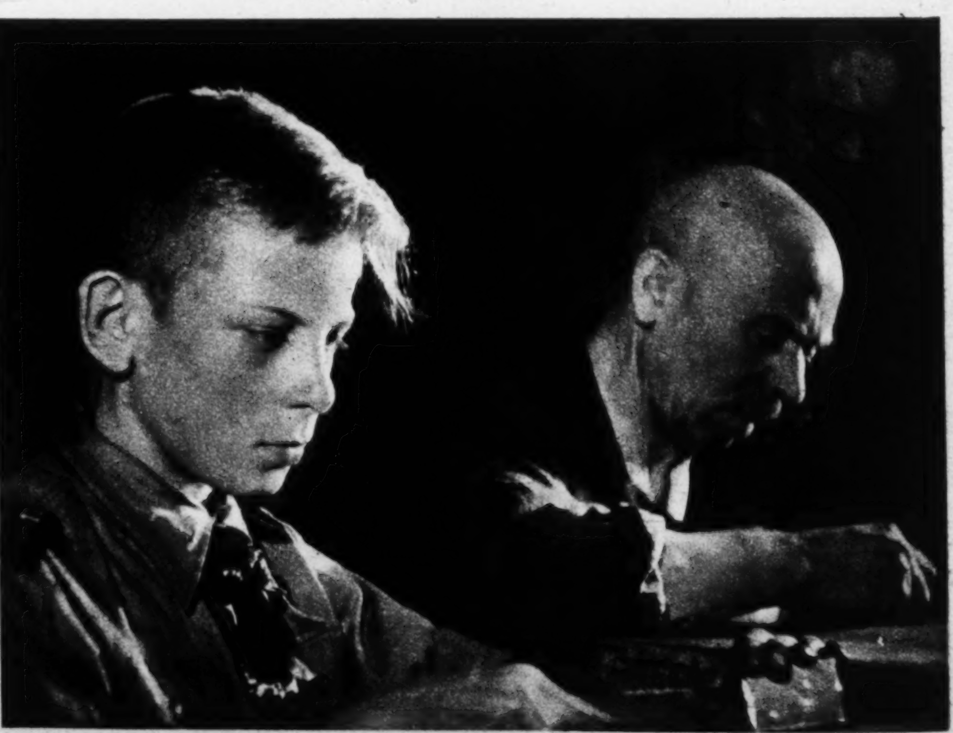
Natur der Sache, daß die vielfältige Verzweigung der Arbeitsmöglichkeiten oftmals eine Dirigierung der jugendlichen Arbeitskräfte mit Reichsbefehlen ausschließt. Um so anerkennenswerter ist der persönliche, findige Einsatz der örtlichen Führer, die nach dem Überblick der lokalen Lage sich mit ihren Jungen eingeschaltet haben. In einer Stadt zum Beispiel, die fast vollständig für die Rüstung arbeitet, haben die Jungen und Mädchen umschichtig einen Ehrendienst eingerichtet, der sie abwechselnd in die Fabrikgebäude und Werkhallen führt, so daß die zusätzliche Zahl der Arbeitsstunden in die Tausende steigt. Zwar kann ein Junge keinen Facharbeiter ersetzen, aber es gibt genug Möglichkeiten innerhalb der Rüstungsarbeit, die wohl von einem Jungen mit hellem, wachem Verstand ausgeführt werden können.

Wenn nun das neue Jahr mit neuen Aufgaben kommt, so gibt die Hitler-Jugend das Versprechen, noch mehr als im vergangenen Jahr für den Sieg zu arbeiten. Sie kann dies mit gutem Gewissen versprechen auf Grund der Erfahrungen, die sie gesammelt hat. Die Lenkung und Führung wird sich noch intensiver als bisher auf die Bewältigung von Kriegshilfsaufgaben richten. Es liegt nicht in der Natur der Jugend, zu fragen, wann diese Arbeit vorüber sei, man hat ihre Freiwilligkeit angerufen, mit Freiwilligkeit kam sie.

In den Wehrertüchtigungslagern der Hitler-Jugend wächst eine neue Generation von Soldaten heran. Aufgezogen im besten Geiste der Hitler-Jugend, bildet sie eine junge, kämpferische Mannschaft, die glaubensstark, voller Einsatzfreude die friedlichen Werkzeuge der Jugend mit der Waffe vertauscht.

Nicht vergessen wird auch im kommenden Jahr die Pflege des Geistes. Die Hitler-Jugend wird weiterhin Kulturveranstaltungen durchführen, Musikabende veranstalten, Chöre singen lassen und Ausstellungen eröffnen.

Sie wird alles tun, um in der Schulung des Körpers und des Geistes die Voraussetzungen zu bilden, auf denen ihre Mitarbeit am Kriege und am Siege beruht.



...19 Jahre, aber ein Mann!

Von Kriegsberichter Hans-Joachim Szelinski

Der Schütze B. ist noch jung, gerade 19 Jahre alt geworden. Wie er nun so in seinem Schützenloch steht, sich gemächlich eine Zigarette anzündet, erscheint ihm alles, was er in der letzten Zeit erlebt hat, vor allem aber nun dies hier, wie ein dunkler, eigenartiger Traum. Er denkt an die Zeit, da er fiebernd vor Ungeduld sich hinaussehnte ins Feld der männlichen Tat, bis endlich der Einberufungsbefehl da war. Er denkt an die Tränen der Mutter und an die glühende Unrast, die sein Blut erfüllte. Dann kam die Ausbildungszeit, die ihm oft und oft endlos und viel zu lang erschien...

Und nun ist er im Schützenloch vor dem Feind. Gut dreihundert Meter vor ihm liegen die Bolschewisten. In bequemer Rufweite rechts und links von sich weiß er die Kameraden, den blonden Niederdeutschen mit dem ernsten, gesammelten Gesicht, und Otto, den Berliner, dem vor wenigen Tagen bei einem Granateinschlag ein mächtiger Lehmklumpen ins Gesicht schlug und sämtliche oberen Schneidezähne herausbrach. Nun trägt er mit viel Würde und noch mehr Berliner Mutterwitz sein Schicksal als „zahnloser Alter". „Wat, Herr Oberleutnant, Sie woll'n mir wegschicken, wejen det bißken? Sie denken wohl, ick kann nun die Brüder da drüben nich mehr die Zähne zeijen?! Is nich, Herr Oberleutnant, freiwillich jeh' ick nich..." Na, so blieb er halt, es wird ohnehin jeder Mann vorn gebraucht. Es pfeift wieder gemein durch die Luft. Der Schütze B. duckt sich tiefer in sein Loch, denn die Granateinschläge sitzen verteufelt nahe. Nur noch von Zeit zu Zeit hebt er spähend den Kopf über den Erdwall, den er sich vor dem Loch aufgeworfen hat und auf dem auch der entsicherte Karabiner schußbereit liegt. So sieht er sie in einer Feuerpause der Artillerie unvermutet von drüben heranrollen, die mahlenden, walzenden Stahlkolosse mit den drohenden Geschützrohren und den feuerspeienden Maschinengewehren. T 34 sind es, von dem bei den Bolschewisten so beliebten Panzertyp, der auch unseren Infanteristen längst zu einem alten Bekannten geworden ist. Der Schütze B. kennt sie genau, diese gefährlichen, dicken Burschen. Sie liegen hier überall im Kampfgebiet zu Dutzenden abgeschossen umher. Die wenigsten von ihnen kehren von Einbrüchen in die deutschen Linien zu ihren Ausgangsstellungen zurück.

Der junge Soldat ist ganz ruhig. Kaltblütig verfolgt er den Anmarsch der rollenden Ungetüme. Er weiß, daß er, komme was da mag, an seinem Platz auszuhalten hat. Er weiß aber auch, daß ohnehin jede Flucht sinnlos wäre, denn sobald er sich aus seinem Schützenloch herausschwingen würde, böte er den MG.-Schützen der Panzer eine günstige Zielscheibe. Es ist ihm auch ganz klar, daß nicht neben jedem Infanteristen ein Sturmgeschütz oder eine Panzerabwehrkanone stehen kann. Die bekommen die bolschewistischen Panzer sowieso noch zu spüren! Der Schütze B. ist trotzdem selbst vor diesem übermächtigen Gegner kein hilfloses Objekt. Er hat seine Waffe! Nicht den Karabiner, Gott bewahre, nicht die Handgranaten. Er hat seine gute Panzerwaffe, die der Fleiß der unermüdlichen Heimat dem einzelnen Infanteristen geschaffen hat.

Ein bolschewistischer Panzer rollt auf das Schützenloch eines jungen deutschen Soldaten zu. Ist es Zufall, ist es Absicht? Gewiß, es ist Absicht, ist ein mit satanischer Genugtuung wohlüberlegt durchgeführtes Vorhaben. Ganz klar erkennt dies auch der Schütze B., wie es plötzlich dunkel wird in seinem kleinen Loch, wie die Erde zwischen seinen Zähnen knirscht und um ihn nichts ist als ein mächtiges Dröhnen und Rasseln, Scheppern und Malmen der gewaltigen Ketten.

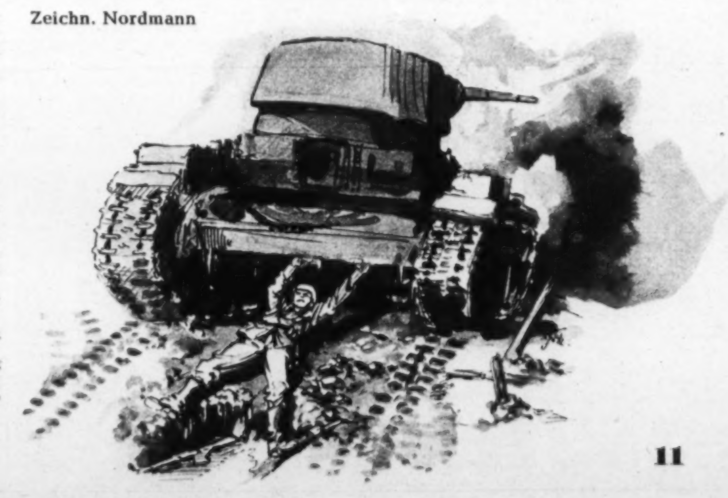
Der bolschewistische Panzer fährt nicht einfach über das kleine, armselige Schützenloch hinweg. Er bleibt darauf stehen. Dann dreht er sich auf dem Fleck, einmal nach rechts, einmal nach links. Er will ganze Arbeit machen, zerstören, vernichten, zermalmen, was da unter seinem mächtigen Raubtierleib liegen mag. Wie, ist das etwa nichts, wenn so der Bolschewismus marschiert, die Weltrevolution, die Weltvernichtung! Einen Augenblick verharrt der T 34 in kurzem Triumph, dann ruckt er wieder an.

„Weiter nach Westen!" mahlen seine Räder. „Weiter nach Europa!" dröhnt der Motor. So rasselt die Stoßwaffe des Bolschewismus hinweg über ein erledigtes, eingedrücktes Schützenloch, schleift aus der Kule noch etwas hinter sich nach. Was wird es sein? Der blutende, zerfetzte Leib eines jungen deutschen Soldaten?!

Es ist ein deutscher Soldat, und auch einer der ganz jungen, einer vom Jahrgang 1923. Aber der Gigant hat ihn nicht zermalmt und zerfetzt, hat nicht einmal für die entscheidenden Sekunden seine Nervenkraft lahmgelegt. Und nun ist **er** an der Reihe, nun hat **er** in diesem ungleichen Kampf noch mitzusprechen. Dreckverschmiert, Augen und Mund voller Erde, hängt der Schütze B. mit einer Hand am Auspuff des sowjetischen Panzers, läßt sich hinauszerren aus seinem halbverschütteten Loch, das ihm dennoch das Leben erhielt. Gewiß, die Hand schmerzt unerträglich, es wird Brandwunden geben vom glühendheißen Auspuffrohr. Was tut es! Die andere Hand aber umklammert die Panzer-Vernichtungswaffe. Nun setzt er sie an, zieht ab, schnellt in wenigen Sätzen zurück in sein Schützenloch, zu seinem Platz, den er für Deutschland, für Europa zu halten hat — eine Detonation erschüttert die Luft —, ein bolschewistischer T 34 steht in Flammen.

Stolz wird der Schütze B. am rechten Oberarm das Panzer-Vernichtungsabzeichen tragen.

Der Jahrgang 1923 ist angetreten.



Zeichn. Nordmann



Fallschirmjäger 3 J

FALLSCHIRMJÄGER IM EWIGEN EIS UND IM SANDSTURM DER



Klein und unscheinbar liegt das Buch auf dem Tisch, das der Walter mit in den Urlaub brachte. Es hat seine ursprüngliche Farbe verloren, seine Ecken sind abgegriffen, und eigentlich ist es nur ein ganz einfaches Schulheft, das Tagebuch des Gefolgschaftsführers. Seit drei Jahren ist er Soldat. Und dieses unscheinbare Buch ist Zeuge dafür, daß diese drei Jahre hart waren, daß sie Stunden mit sich brachten, in denen die Männer, von denen dieses Tagebuch berichtet, über sich selbst hinauswachsen mußten, um zu bestehen. Fallschirmjäger! Es gibt keine Front, an der sie nicht ein entscheidendes Wort mitgesprochen hätten, und es ist kein Feldzug gewesen, der nicht in seinen Wehrmachtberichten die Erfolge der Fallschirmtruppe meldete. Über dem Polarkreis schwebten ihre Fallschirme wie über den Weingärten und Agaven des Südens, als sie Kreta dem Briten entrissen. Schneestürme rasten über ihre Bunker, als es in der Winterschlacht die Sowjets abzuwehren galt, und sie wissen vom Kampf gegen Hitze, Fliegen und Sand der afrikanischen Wüste zu berichten.

Jetzt greift der Gefolgschaftsführer, der heute als Oberjäger der Fallschirmtruppe vor seinen Jungen sitzt, zu diesem kleinen Buch. Er blättert und liest aus jenen Tagen vor. Da fallen die Wände des Heimes, die weite Welt dringt in den engen Raum, und vor den Hitlerjungen erhalten die Namen Gestalt, die sie nur aus den Meldungen vom großen Kriegsschauplatz kennen. Sie beginnen zu ahnen, daß der Gefolgschaftsführer nicht Fallschirmjäger wurde um des Sprunges wegen, sondern tiefere Gründe, die unser ganzes Handeln bestimmen, damals seine Meldung bestimmten. Hier sind Blätter seines Tagebuches:

1. Narvik im April 1940

Es ist schon wieder Nacht, obwohl der Tag doch erst vor wenigen Stunden begann. Nur dort unten im Fjord zuckt es manchmal taghell auf, wenn die englischen Zerstörer zu schießen beginnen. Dumpf orgelnd kommen die Granaten herauf und zwingen uns in die Deckung. Auf der Grabensohle steht knöcheltief das Schneewasser. Doch immer wieder müssen wir hinein. Längst ist keine Faser mehr an unserem Leibe trocken. In einer halben Stunde wird die Ablösung hier sein, und wir freuen uns schon auf die warme Stube hinter dem Hang. Der Tommy stellt plötzlich sein Schießen ein. Doch es ist, als habe das plötzliche tödliche Schweigen eine andere Gefahr heraufbeschworen. Da! — Schwarze Gestalten wachsen aus dem Dunkel der Nacht, heben sich dunkel vom grauen Schnee. Sie kommen! — Alaaaarm! Drüben bei den Matrosen, die seit der Versenkung ihrer Schiffe hier neben uns im Graben liegen, brennt schon der Kampf. Maschinengewehre peitschen die Nacht. Und dazwischen ist der dumpfe Knall der



3 Jahre am Feind!

RM DER AFRIKANISCHEN WÜSTE / Von Kriegsberichter Ottmar Haas

Handgranaten. Also auch dort greifen sie an. Der tote Graben ist plötzlich erwacht. Wo eben noch eine sanfte Böschung schneeverweht in nächtlicher Stille lag, ist jetzt der Teufel los. Immer größer wachsen die Angreifer heran. Französische Alpinis. Ganz deutlich sind schon die fliegenden Schöße ihrer Mäntel zu erkennen. MG.-Feuer schlägt in ihre Reihen. Aber es werden nicht weniger. Die Erde scheint sie auszuspeien zu unserem Verderben. Handgranaten her! — zu einem rasenden Wirbel ist das Feuer der Maschinengewehre und Gewehre angeschwollen. Jetzt greift es auch auf den Abschnitt der Gebirgsjäger über. Daß es so viele Tommies und Franzosen hier oben in Narvik gibt! Da steht der erste riesig groß auf unserer Böschung. Schießen! Schießen! Die Pistole entfällt ihm, noch ehe er damit zu zielen vermochte. Weiter! — Da! Wieder einer! — und dann stirbt jeder Gedanke im Krepieren der Handgranaten und Schlagen der Spaten. Es geht nicht mehr um die Stellung oder um Narvik. Es ist der erbitterte Kampf um das Sein oder Nichtsein. Ganz nah leuchtete das Weiß in den Augen der uns anspringenden Gegner, und heiß flog ihr Atem uns ins Gesicht. Dann ist es plötzlich ruhig um uns. Eine unheimliche Stille geht von den Toten aus und greift auf uns über. Noch sucht die Brust nach Luft vor der Atemlosigkeit des Kampfes. Noch schmerzt der Arm vom Kolbenschlag. Doch wir haben den Angriff abgewehrt, und das ist im Augenblick der einzige Gedanke. Wieder wird es laut. Gebirgsjäger springen mit schußbereiten MPs. von der Böschung herab und sehen erstaunt uns im Graben stehen.

„Was denn! Ihr lebt noch?" Da hebt der Karl, den verwundeten Arm in der Rechten haltend, seinen Kopf und lacht unter Schmerzen: „Nee, wat du hier siehst, is blos noch unser Jeist. Aba der vaschwindet ooch bald!" Da lachen die anderen. Sie sahen die Franzmänner bei uns einbrechen und glaubten, uns helfen zu müssen. Als sie dann wieder zu ihrem Abschnitt hinüberwechselten, sagte der Gebirgsjägerleutnant: „Als wir euch gestern mit dem Fallschirm abspringen sahen, dachten wir, daß ihr Schneid besitzt. Doch heute wissen wir, daß man uns die richtigen Männer zur rechten Zeit geschickt hat."

2. Eben-Emael im Mai 1940

Das Morgengrau ruht noch hinter den Hügeln des Bergischen Landes, da starten auf einem Einsatzhafen die Flugzeuge der Sturmabteilung Koch. Sie tragen ihre Fallschirmjäger über schlafendes, rheinisches Land hinweg, vorüber an der alten Kaiserpfalz Aachen, in das Land der Feinde hinein. Grausilbern schimmert die Maas zwischen den Wäldern. Und da liegt auch Lüttich im Kranz seiner Hügel. Davor der stählerne Berg Eben-Emael, der als das stärkste Fort der Welt gilt und heute, in dieser Morgenstunde, auf des Führers Befehl fallen muß!



Marine-PK.-Aufnahme: Kb. Böttger
PK.-Aufnahmen: Kb.Trapp, Kb. Pirath, Kb. Haupt





Die Belgier dort unten in den Kasematten des Forts, unter den Panzerkuppeln und hinter den Sehschlitzen wissen nicht, daß ihr Urteil schon gesprochen ist. Denn die Fallschirmjäger sind schon da! Gleich apokalyptischen Reitern fegen sie zwischen die MG.-Bedienungen der Gräben, springen mit geballten Ladungen an die Sehschlitze der Türme und lassen sie bersten, als sei es nicht der beste Beton und Stahl der Welt. Sprengladungen fetzen die Mündungen der Panzerturmgeschütze auseinander, noch ehe die Kanoniere den Feind erkennen. Ja, sie haben ihn erwartet, den deutschen Gegner. Sie haben ihre schwersten Geschütze auf die Anmarschstraßen gerichtet, und in den Gräben stehen seit Tagen Doppelposten, um die Maas zu überwachen. Aber jetzt sitzt ihnen der Fallschirmjäger im Genick, und da die Sonne ihr erstes Licht auf den stählernen Berg der Belgier fallen läßt, ist er tot, und über seinen Kasematten, die gestern noch eine voreilige Zeitung als uneinnehmbar lobte, weht die deutsche Reichskriegsflagge. Schlachtflieger umkreisen den Berg und wachen über den Sieg der Fallschirmjäger. Inzwischen haben die Männer der Sturmabteilung Koch auch die Maasbrücken genommen. Kaum eine Stunde ist seit dem Beginn des Unternehmens vergangen, da erhält der Führer die Meldung, daß sein Befehl ausgeführt wurde. Der Weg in den Westen ist frei!

3. Kreta im Mai 1941

Als wir anflogen, brodelte unter uns die Hölle aus tausend Rohrmündungen. Aber wir sprangen! MG.-Garben rissen an unserem Fallschirm, und Granatsplitter fetzten meterlange Risse in die weiße Seide, als wir zwischen den Olivenbäumen landeten. Es dauert lange, bis wir in dem Besitz unserer Waffen sind. Ausgezeichnete Deckung hat der Tommy, der sich wochenlang eingraben konnte. Selbst das Mündungsfeuer seiner heiser bellenden MG.s ist nicht auszumachen. Eine eklige Situation. Könnte man sich wehren. Sähe man einen Feind oder nur seinen Standort. Ja, dann wäre es anders. Aber um uns ist nur das grillenhafte Zirpen der Feuerstöße und das Spritzen von Erde und Stein. Wir müssen uns durchschlagen zur Nachbargruppe. Der Gruppenführer robbt uns voraus durch das Weinfeld. Jetzt hebt er langsam den Kopf über die verstaubten Blätter hinaus. Seine Hand macht eine vorsichtheischende Bewegung. „Fünfzig Meter vor uns liegt der Tommy!" Und dann faßt er sich an die Brust, schaut uns an, wie von etwas Unfaßbarem überrascht, und fällt dann schwer in die Reben. Dazu verstärkt sich das Feindfeuer. Wir dürfen nicht bleiben. Wir müssen weiter! Ganz nah sind plötzlich Artillerieabschüsse. Der Hein meldet eine Batterie ganz in der Nähe. Die Nerven sind bis zur letzten Konzentration angespannt. Wir hören die Tommies an ihren Geschützen hantieren. Metallisch klirren die Verschlüsse und Kartuschen. Sollen wir stürmen? Fragend schauen wir den stellvertretenden Gruppenführer an und fiebern seinem Befehl entgegen. Jetzt! — Schon sind wir heran. Das erste Geschütz ist in unserer Hand. Herum mit der Lafette. Irgendwo schießt der Feind. Das Geschützpersonal flieht. Wir springen, schießen, stolpern, schießen! Weiter! Aber dann ist plötzlich ein einzelstehendes Haus vor uns, das aus allen Ritzen und Löchern den Teufel zu speien scheint. Der fliehende Feind hat sich hier festgesetzt und bestreicht seine bisherigen Stellungen mit dem Feuer der automatischen Waffen. Das Geschütz! Schon liegen wir in Deckung hinter seinem Schild. Einer öffnet den Verschluß. Munition liegt zahllos herum. Und dann bricht auch schon der erste Schuß gegen das Haus. Der Tommy erkennt unsere Absicht und antwortet mit rasendem MG.-Feuer. Aber schon sitzt die zweite Granate im Rohr. Schuß! Treffer!
Und noch einmal! Und noch einmal! Teile des Daches zerfetzten. Die Wand beginnt zu bröckeln. Da geben es die Briten auf. Ein Taschentuch winkt aus der Tür, und wir machen unsere ersten zwanzig Gefangenen. Es sind großgewachsene, breitschultrige Gestalten, in deren Augen aber noch die Angst vor der eigenen Kanone steht. Zwei Mann bleiben zurück. Die anderen müssen weiter zur Nachbargruppe. Sie wird erreicht. Neue Meldungen liegen vor. Chanea heißt das Ziel, die Hauptstadt von Kreta. Und wieder beginnt der erbitterte Kampf gegen den Tommy, um jedes Weinfeld und um jeden Olivenhain. Aber wenige Tage später ist Chanea in unserer Hand.

4. Vor Leningrad im Winter 1941

Zum erstenmal sind wir nicht gesprungen, als es Einsatz hieß. Auf schmalen Knüppeldämmen rückten wir im Frontabschnitt ein und lösten unsere Kameraden, die Infanteristen, ab, die seit Wochen dem Ansturm der Bolschewisten Widerstand boten. Die Temperatur ist stark gesunken. Der Frost klirrt in der erstarrten Luft, und von den sonnigen Tagen im Süden, von der unmenschlichen Hitze auf Kreta ist nurmehr die Erinnerung geblieben. Aber hier ist es das gleiche wie dort. Der Feind besitzt die erdrückende Übermacht und muß trotzdem geschlagen werden. Die Bolschewiken halten am Flußufer einen Brückenkopf, in den sie Verstärkungen hineingezogen haben. Seit Tagen erwarten wir ihren Angriff und sind darauf vorbereitet. Am MG. wacht der Klaus und schaut durch das Glas zum Feind hinüber. Über dem Wäldchen des Brückenkopfes liegt ein dünner Nebelschleier. Wie daheim, denkt der Posten, wenn die Nebel aus den Wassern der Warnow steigen und durch die mecklenburgischen Wälder wandern. Aber dann preßt der Soldat das Glas fester an die Augen. Der Nebel dort drüben verdichtet sich ungewöhnlich schnell, hüllt jetzt schon die Eichen in ihrer ganzen Höhe ein und schiebt sich langsam quellend in das Niemandsland auf unsere Stellungen zu. Immer näher kommt er. Dann horcht der Gefreite. Da ist ein Geräusch. Ein Motor! Und jetzt klirrt es wie von Eisen und Stahl! Da sieht er auch schon den grauen Schatten, der sich aus dem milchigen Weiß herausschält und deutlich wird. Schon ist der Klaus am Bunker, und sein Alarmschrei „Panzer" fährt zwischen uns, daß es Schemel und Becher umwirft. Da bleibt keine Zeit mehr, nach der Bluse zu greifen und den Stiefel zu suchen. Panzer! Das heißt, daß sich irgendwo ein stählerner Koloß heranwälzt, der alles zerstören und zermal-

(Fortsetzung Seite 21)



„Befehl ausgeführt!"

P. K. — Als in der Nacht vom 13. zum 14. Oktober 1918 die Engländer begannen, in rasendem Trommelfeuer Gelbkreuz über die deutschen Gräben zu speien, war unter den deutschen Soldaten auch ein Gefreiter, der als Meldegänger unterwegs war, in die gasigen Schwaden geraten. Auch er wurde von der lähmenden Gewalt des Giftes gepackt. Mit brennenden Augen stolperte und schwankte er zurück, aber ehe ihn der stechende Schmerz vollends überwältigte, erfüllte er in mannhafter Überwindung seinen Befehl und entledigte sich in trotziger Willensanspannung seiner Meldung.

Der unbekannte Gefreite, der nach viereinhalbjährigem Ringen so seine letzte Meldung überbrachte, war niemand anders als Adolf Hitler...

Seit den Tagen, da ein unbekannter Grieche, den sie später Läufer von Marathon nannten, in ununterbrochener, jagender Hast über vierzig Kilometer lief, um den Athenern den Sieg über die Perser zu melden, ist der Melder als ein Sinnbild der Selbstaufopferung in die Geschichte des Krieges eingegangen. Der Läufer von Marathon starb — von den Anstrengungen des gewaltigen Laufes überwältigt —, als er seinen Auftrag erfüllt hatte. Er folgte, wie alle Melder des Krieges, dem Befehl seines Herzens und dem Gesetz der soldatischen Pflicht, die größer ist als das Leben des einzelnen. Mit dem Befehl, der den Melder vorwärtstreibt und ihn alle lauernden Gefahren überwinden läßt, kann das Schicksal von Kompanien und Regimentern verbunden sein. Wohl oder Wehe von hundert oder mehr Kameraden ist — in die kargen Worte eines Befehls gefaßt — einem einzelnen auf einem ungewissen Weg aufgebürdet. Denkt nicht, was für das Altertum, was für den ersten Weltkrieg galt, wäre heute überholt! Sagt nicht, im Zeitalter der Technik vermöchten Funk und Fernsprecher zu ersetzen, was einstmals Aufgabe eines tapferen Mannes war. Es gibt auch in diesem Krieg hundertfältig Situationen, in denen keine Drahtleitung, kein Funkspruch mehr Führung und Truppe verbinden können, in denen — trotz Motor, Funk und Fernsprecher — allein noch hilft, was auch kein moderner Krieg entbehren und ersetzen kann: das tapfere Herz eines Kämpfers, das sich selbst und die Hölle überwindet, die ihn im Feuer der Granaten bei jedem Schritt umgibt.

Jeden, ob Infanterist, Nachrichtensoldat, Artillerist oder Pionier, stellt der Krieg vor die Entscheidung männlicher Bewährung. Dem Melder wird sie besonders schwer. Dort, wo dem Maschinengewehrschützen der Nebenmann im Graben, der vertraute Kamerad der gleichen Gruppe, die Gemeinschaft stärkend und helfend zur Seite steht, ist der Melder allein auf sich gestellt. Allein springt er mit seiner Meldung aus dem schützenden Erdloch von Krater zu Krater, durch Sumpf und Urwald, durch unerkundetes Gelände, zu

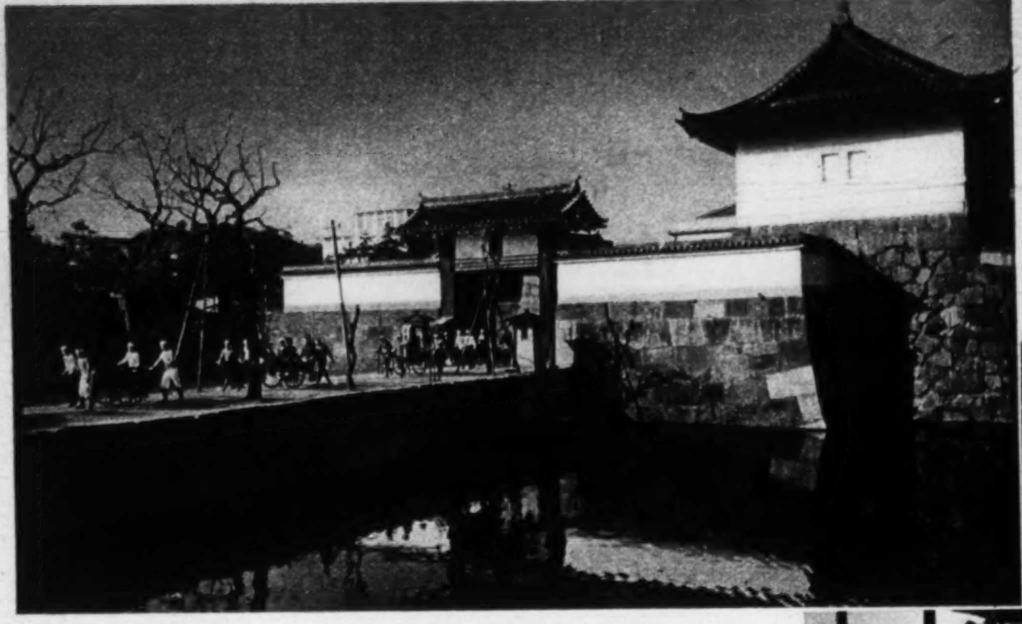


jeder Tages- und Nachtzeit, oft Stunden unterwegs, ehe er einmal auf Kameraden stößt, die ihm den Weg zum Ziel weisen können. Jeder Meter bringt neue Bewährung. Wo zwei sich helfen können, wo eine Gruppe unerschrockener Männer planen und kämpfen kann, steht er allein im Kampf gegen tausenderlei Naturhindernisse und lauernde Ungewißheit, die in undurchdringlichen Wäldern verborgen steckt.

Wißt Ihr nun, warum nur die Besten und Tapfersten in einer Kompanie Melder sein können? Der „Chef" und sein Melder — das ist eine untrennbare Gemeinschaft des Vertrauens auf Gedeih und Verderben. Wenn der Kompaniechef von seinen Meldern erzählt, dann klingt viel Hochachtung und Anerkennung in seinen Worten. Und wenn einmal ein beschaulicher Abend im Bunker seine Zunge löst, wenn die alten Erinnerungen vergangener Tage aufsteigen, dann wird er vielleicht auch die Geschichte seines Melders erzählen, der sein Leben gab, damit die Kompanie leben konnte.

Das war, als die Sowjets mit überlegenen Massen und Panzern im Nachbarabschnitt eingebrochen waren und nun die Kompanie einzuschließen drohten. Im Augenblick, als sich die Flügel dieser eisernen Zange zu schließen begannen, war — da das Funkgerät durch Volltreffer vernichtet und die Leitungen heillos zerstört waren — der Gefreite losgesprungen, um der Artillerie die bevorstehende Einschließung zu melden. Der Gefreite führte seinen Auftrag aus, wie er auf hundert Meldegängen seine Pflicht getan hatte. Mit wachen Augen erkannte er die noch schwächste Stelle des Feindes und stieß mutig hindurch. Beim Rückweg entdeckten ihn die Sowjets. Der Gefreite begann den Wettlauf mit dem Tode, der ihn in ungezählten Gewehrkugeln drohend umpfiff. Eine Kugel durchbohrte ihm die Hand, aber die Sowjets jagten den Tapferen vergebens. Atemlos und schweißtriefend erreichte er mit blutender Hand die Kompanie. „Befehl ausgeführt!" meldete er, und bald rauschten die Granaten heran, die sprühend den Tod in die erdbraunen Massen der Sowjets jagten. Die Kompanie gewann eine Atempause. Aber wieviel auch die Granaten der fernen Batterien unter den Sowjets aufräumten und der Kompanie Entlastung brachten — es wurde doch immer klarer, daß die Krise erst wirklich behoben sein würde, wenn der vorgeschobene Beobachter der Artillerie an der Seite des Chefs wäre, um mit präzisem Punktfeuer der Kompanie eine Gasse zu bahnen. Der Oberleutnant sah sich fragend unter seinen Männern um. Da sagte einer in die Stille dieser Sekunden, von denen jeder wußte, daß sie eine Entscheidung fällten über Tod und Leben: „Ich gehe, Herr Oberleutnant, ich kenne ja den Weg." Es war der Gefreite H. Seine linke Hand lag in einem dicken Verband, aber in seinem Gesicht stand eine ruhige Selbstverständlichkeit der Pflichterfüllung, die dem Oberleutnant Bewunderung abverlangte. In vollem Bewußtsein der ihn erwartenden Gefahr lief er den Weg durch den Feind ein zweites Mal. Die Sowjets mochten mit soviel Todesmut eines deutschen Gefreiten nicht gerechnet haben. Ob sie, als sie ihn entdeckten, im ersten Augenblick so sprachlos waren, daß sie das Schießen vergasen und der Gefreite H. diese Sekunden der Unentschlossenheit für sich ausnutzte, oder ob sie ihn, wie auf dem Rückweg, in der dichten Gestrüppgasse überhaupt nicht sahen, obwohl er mitten unter ihnen war, das weiß keiner. Der

(Fortsetzung Seite 22)



Arbeit für den Kaiser

Ein kleiner Einblick in das Allerheiligste ist ihnen heute möglich. Oft sind in den äußeren Anlagen des ausgedehnten Kaiserpalastes Aufräumungsarbeiten zu verrichten, und zu diesem Zwecke ist den freiwilligen Helfern der Eintritt in den abgesperrten Kaiserpalast gestattet. Es gibt keine größere Auszeichnung für die Helfer am Tage ihres Arbeitsdienstes



Sorgsam bündeln die Helfer am freiwilligen Einsatztag die Grasstücken zusammen. Andere wieder kommen, um sie nach japanischer Sitte in einem Netz, das an einer Stange über die Schulter genommen wird, an den Bestimmungsort zu tragen

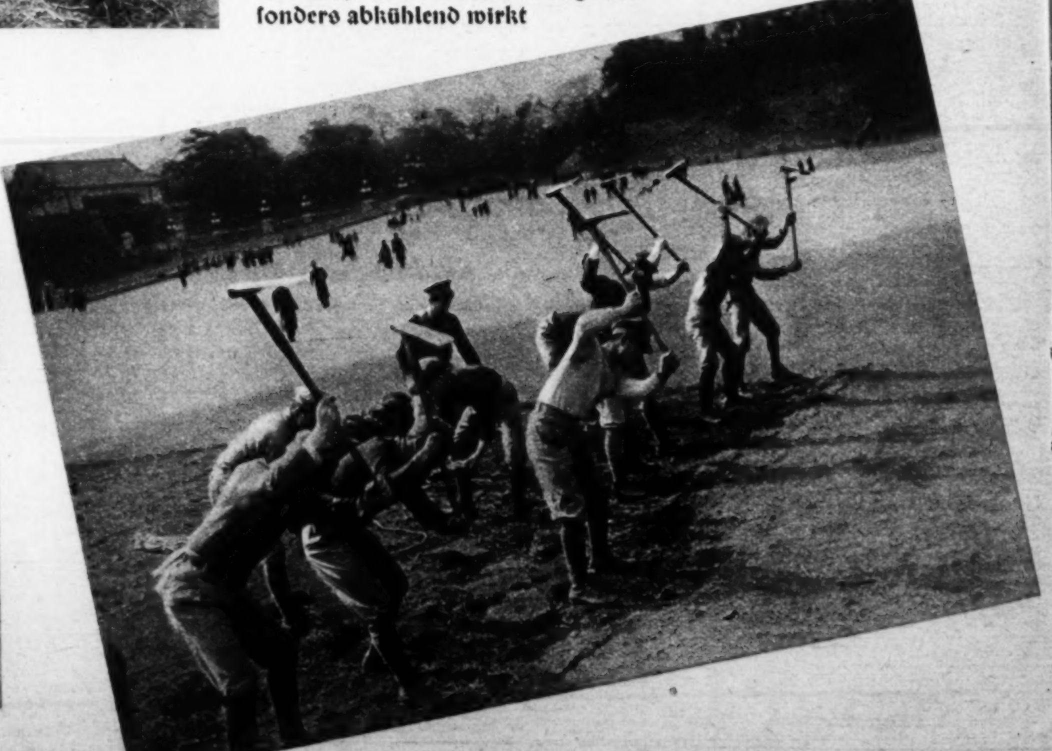
Japans Jugend im freiwilligen Arbeitseinsatz vor dem heiligsten Platz ganz Nippons. Im Hintergrund der berühmte Wallfahrtort der „Zweibrücken" vor dem Kaiserpalast. An diesem Platz fühlt sich jeder Japaner seinem Kaiserhaus am nächsten, und ein ununterbrochener Strom von Japanern pilgert das ganze Jahr über an diesen Ort, um sich vor dem Kaiserhaus zu verbeugen

Jung und alt, Frauen und Männer stehen hier ausgerichtet nebeneinander. Alle eint heute der freiwillige Arbeitsdienst vor dem Palast des Kaiserhauses. Vor Beginn ihrer Arbeit verleiht ihnen ein hoher Offizier, der den Dienst vor dem Palast des Kaisers leitet, feierlich die Fahne, die ihnen bei ihrer Arbeit stets voranflattert

Aufnahmen: Werner Cohnitz (5), Barbara Soltmann (2)

Bild unten: Helferinnen schenken den freiwilligen Helfern heißen grünen Tee ein, dieses köstliche japanische Getränk, das an den heißen Tagen besonders abkühlend wirkt







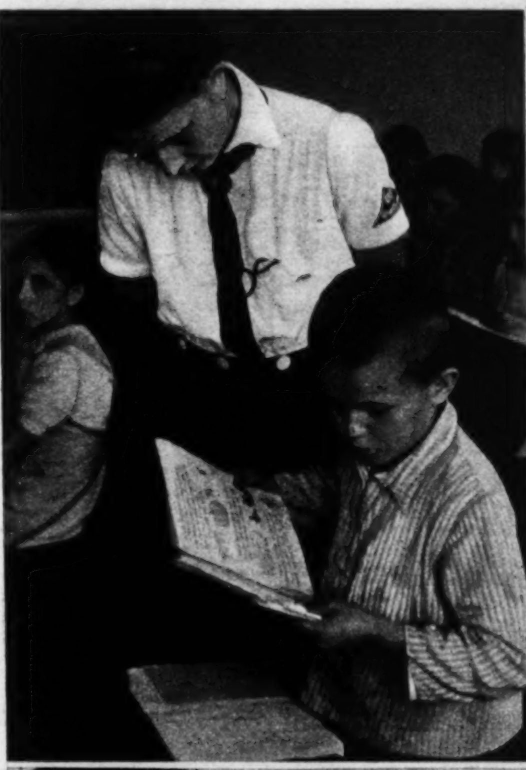
BDM.-Schulhelferinnen auf Pionierposten im deutschen Osten.

„Herr Lährerin schwimmt wie 'ne Padde" (Frosch). Restlose Anerkennung und Begeisterung sprüht aus 40 jungen Augenpaaren. „Herr Lährerin" hat zum erstenmal ihre 40 Bessarabiendeutschen Buben und Mädel, die im Warthegau eine neue Heimat gefunden haben, zum Schwimmunterricht an das nahe Flüßchen geführt. „Herr Lährerin" kriecht und springt und läuft ebenso wie ihre „I-Männlein" und die „Großen", sie ist in allem unerreichbares Vorbild: sie kommt aus dem Altreich, sie hat den Führer schon einmal gesehen und weiß immer Neues von der großen Mutter Deutschland zu erzählen. Selten wohl hat ein aufmerksameres und wißbegierigeres kleines Völkchen in den Schulbänken gesessen, selten auch ein danbareres als vor den jungen Schulhelferinnen des BDM. in den Umsiedlerdörfern des Ostens, haben diese Jungen und Mädel aus Wolhynien und Galizien, Bessarabien und Buchenland, Litauen und Lettland doch nur den einen Wunsch, immer wieder von Deutschland, das sie in der Fremde alle tief im Herzen bewahrten, zu hören. In den Geschichts- und Geographiestunden kann man deshalb eine Stecknadel zu Boden fallen hören. Erstaunlich rasch begreifen diese Kinder, die den Volkstumskampf und den Terror langer Jahre unter Hammer und Sichel am eigenen Leibe verspürten, bis die Planwagen der großen Trecks am ersten deutschen Grenzstein vorüberrollten, die Zusammenhänge. Emmas kleine Finger finden sofort die Namen des OKW.-Berichtes auf Karte und Globus, und Kuno weiß die Strategie des Mittelmeerraumes, die Bedeutung der Meerengen ebenso sachverständig darzulegen, wie Arthur eine klare Vorstellung vom Reiche Karls des Großen hat. Auf Kriegsfuß steht man etwas mit Rechtschreibung und Satzbau, sprechen die Kinder doch zumeist den Dialekt der Altvorderen, die unter Maria Theresia nach dem Südosten zogen. Warum Baum schreiben, wenn es Boom heißt? Ein herrliches Spiel ist das Rechnen an den bunten Kugeln, die so lustig über die Stangen rollen. Und ein Fest ist jedesmal die Singstunde. Naturkunde lernt man, wenn man „Herrn Lährerin" einen bunten Strauß mitgebracht hat oder wenn zu Hause ein Kälbchen angekommen ist, Biologie und Vererbungslehre beim Ausfüllen der Ahnentafeln, und Hygiene treibt man — praktisch. „Herr Lährerin" führt nämlich ein sehr strenges Regiment: Hände, Ohren, Hals und der ganze kleine Kerl wurden anfangs täglich in Augenschein genommen, bis man sich mit Wasser und Seife, Zahnbürste und Nagelschere angefreundet hatte. Fast täglich tapsen die bloßen Füße der ABC-Schützen schon ins Schulzimmer, verschwinden die Ränzlein unter den Bänken, wenn die „Großen" allein Unterricht haben. Und wie stolz ist so ein „I-Männlein", wenn es dem 14jährigen Bruder mal was Richtiges vorsagen konnte. Die Glücklichste von ihnen allen aber ist „Herr Lährerin". Hielt sie einst mit einem Strohsack und einem alten Küchenmesser Einzug im verdreckten polnischen Schulhaus, so grüßen jetzt schon von außen Betunien- und Geranienkästen, hat sie zwei hellgekalkte, wohnlich eingerichtete Räume zu eigen, in denen ihre Bücher und Bilder, ein schöner Wandspruch, Keramiken und Holzschalen — nicht zu vergessen der Volksempfänger! — viel vom Wesen eines jungen, tapferen Menschenkindes aussagen. Mit dem Läuten der Schulglocke ist der „Stundenplan" unserer Schulhelferin aber noch lange nicht zu Ende. Denn dann kommen die Bäuerinnen und wollen Einmachrezepte haben, ein Bauer kommt mit dem Steuerbescheid nicht zurecht, ein Kräutergarten soll angelegt, ein blutendes Jungenknie verbunden werden, und die Wöchnerin läßt fragen, ob „Herr Lährerin" den Namen Josef oder August schöner für den Stammhalter fände, und am Abend finden sich die Erwachsenen zum Sprach- und Schreibunterricht oder die Bäuerinnen zum Spinnen, Singen und Erzählen ein. Manchmal ist „Herr Lährerin" auch Gemeindeschreiber, in einem Fall sogar Ortsvorsteher und Ortsbauernführer. Rat muß sie für jeden und alles haben und steht als Vertrauensperson des ganzen Dorfes im Mittelpunkt der politischen, kulturellen und Volkstumsarbeit und ist so nicht nur als BDM.- und Jungmädelführerin die beste Stütze des Ortsgruppenleiters und Amtskommissars.

Im Herbst wird die 22jährige Schulhelferin, früher Blumenbinderin und technische Zeichnerin — wie viele ihrer Kameradinnen, die häufig aus kaufmännischen Berufen kommen —, für neun Monate auf eine Lehrerinnen-Bildungsanstalt im Warthegau gehen, um sich dort auf Staatskosten auf die erste Lehramtsprüfung vorzubereiten und nach ein- bis zweijährigem Einsatz als Schulamtsanwärterin ihre zweite Lehrerprüfung abzulegen, nach der sie dann als fertige Volksschullehrerin endgültig in „ihr" Dorf zurückkehren kann. Hunderte von tüchtigen, gesunden BDM.-Führerinnen mit abgeschlossener Schulbildung aus allen Gauen des Altreichs finden wir schon heute im schulischen Osteinsatz, sie alle haben sich zur Weiterbildung als Volksschullehrerin entschlossen. Die BDM.-Führerinnen, die sich künftig für diesen Einsatz melden, werden in einem dreimonatigen Vorbereitungslehrgang erfaßt, gehen dann — je nach Schulbildung und persönlicher Leistung — für ein bis zwei Jahre in die praktische Schularbeit und werden von dort in die staatliche Ausbildung übernommen. Mädel, die sich vorerst nur für einen ein- bis zweijährigen schulischen Einsatz im Osten verpflichten wollen, werden in vier- bis sechwöchigen Vorbereitungslehrgängen erfaßt, können später aber in die Schulhelferinnenausbildung übergehen. Die Schulhelferinnen erhalten 170 bis 180 RM., die BDM.-Helferinnen 130 bis 160 RM. Monatsgehalt.

Ähnliche Bestimmungen wie im Warthegau gelten auch in Danzig-Westpreußen, in Oberschlesien und in der Untersteiermark, wo wegen des großen Mangels an Volksschullehrern ebenfalls zahllose Dörfer noch nicht beschult werden können. Mädel im Osteinsatz, Mädel auf Pionierposten — und nicht auf den geringsten!

Dr. Ruth Gaensecke







Weihnachtsfest der Soldatenkinder

So viele Millionen Hände wie im vergangenen Jahr haben noch nicht für den Weihnachtsmann gearbeitet! Jedes HJ.-Heim, jedes KLV.- und Landdienstlager, jede Führerschule, jedes Jugendwohn- und Erholungsheim sowie die ganze betriebliche Jugend hatten sich freiwillig in seinen Dienst gestellt, damit die Millionen Kinder unserer kämpfenden Soldaten und schaffenden Eltern in der Heimat auch in diesem Jahr ein Spielzeug unter dem Lichterbaum finden werden. Für die Spielzeugindustrie, die auf kriegswichtige Produktionsgüter umgestellt wurde, ist die Hitler-Jugend mit ihren sämtlichen Einheiten in die Bresche gesprungen. Kaum ein Junge oder Mädel vom jüngsten Pimpf bis zur 21jährigen im BDM.-Werk „Glaube und Schönheit", die nicht seit Monaten mit Laubsäge, Bohrer, Feile, Sandpapier, Farbtopf, Kleister, Nadel und Schere umgingen, die nicht dauernd auf der Jagd waren, um die Abfallmaterialien, die ihnen die Reichsjugendführung samt Farben, Lacken und Tausenden von Sägeblättchen zur Verfügung gestellt hatte, immer wieder aus eigenen Quellen zu ergänzen. Nicht nur Mutters Flickkasten war ein unerschöpfliches Reservoir für Puppenkleider, Gardinen und die lustigen Säckchen, in die die buntbemalten Dominospiele, kleine Dörfer, Viehherden oder auch stabile Bauklötzer für die Allerjüngsten wandern sollen. Wer wollte bezweifeln, daß sich ein alter verstaubter Besenstil in ein paar Stunden in eine Kompanie schneidige Fallschirmjäger verwandeln kann! Der Phantasie, Beobachtungsgabe und dem Erfindungsgeist sind keine Grenzen gesetzt. Wohl wurde in allen Einheiten nach den gleichen Arbeitsrichtlinien und Modellvorlagen, die das Kulturamt der Reichsjugendführung in Zusammenarbeit mit den staatlichen Spielwarenfachschulen im Erzgebirge entwickelt hat, gearbeitet. Wohl hatten sich Handwerker, Werkmeister und Fachlehrer mit ihren praktischen Erfahrungen zur Verfügung gestellt, wie die Innungen, Betriebe und Schulen darüber hinaus das Wettrüsten auch durch die Bereitstellung von Werkräumen, Werkbänken und Werkzeugen sowie Abfallstoffen spürbar unterstützten. Dennoch blieb es den kleinen Künstlern unbenommen, ihre Modelle frei nach der Natur zu zeichnen, sägen oder schnitzen.

In den Weihnachtsbriefen der Mütter an die Väter im grauen Rock aber klingt das Glück und der Jubel ihrer Jüngsten nach, die auch an dieser vierten Kriegsweihnacht unbeschwert unter dem Lichterbaum spielen konnten, weil ihre älteren Geschwister seit Monaten im HJ.-Dienst und darüber hinaus in jeder freien Stunde dafür gearbeitet haben.

Gaensecke



Zeichnungen (2) Hildegard Rodelius

Der Autogrammjäger

Das ist ein Typ für sich. Es ist Mode geworden, dieser Loge anzugehören. Es gilt als pfundig in dieser Korporation, „einen hohen HJ.-Führer" oder „eine Anni Ondra" zu besitzen. Wie Piraten des Mittelalters oder Räuberhauptleute in alten Burgen lauern diese Jäger nach Autogrammen ihrem meist äußerlich lächelnden, innerlich aber weniger erbauten prominenten Wild auf.

Wiegen die „Prominenten" sich gerade in Sorglosigkeit, entspannen sie ihre wachsame Aufmerksamkeit nach aufreibender Anstrengung oder heben sie Messer und Gabel vom Tisch auf, um einem schon lange knurrenden Magen gegenüber ihre Schuldigkeit zu tun, sind sie im Eiltempo auf dem Weg vom Auto zum Bahnsteig, wo in wenigen Sekunden das grüne Licht das Abfahrtssignal gibt — da kann man sicher sein, stürzt der Autogrammjäger aus seinem Versteck hervor. Wenn das lächelnde Wild seinen Namenszug als Lösegeld auf einen schmierigen Ausweis, auf den Gruß an eine Geliebte oder gar auf eine Postkarte gekritzelt hat, die das Bild des Betreffenden aus einer zehn Jahre verflossenen Epoche zeigt, zieht sich der Jäger mit geschwellter Brust, siegesfroh und selbstzufrieden wieder zurück, fest davon überzeugt, der Prominenz mit seiner Bitte einen großen Gefallen getan zu haben.

Man darf nicht vergessen: Was eine tiefe Ehrfurcht, Bewunderung und Anhimmlung noch mit hingehaltenem Bleistift zu begehren schien, das wird außerhalb der Bannweite des Prominenten schon zur billigen Ware, mit der zu handeln dem Volk Israel Ehre gemacht hätte. Da wird „eine Luise-Ulrich-Unterschrift" gegen einen Ritterkreuzträger, da ein U-Boot-Kommandant gegen drei Schauspielerinnen eingewechselt.

Der stolze, disziplinierte Junge, der Sieger im Sportwettkampf, der sich eine vom Prominenten unterschriebene und überreichte Urkunde ersiegt und erstritten hat — der steht diesen Unterschriften ergatternden Elementen entgegen. Der Marschblock, der Fahnenträger, der Berufswettkampfsieger, der sportliche Favorit, der zum Führerdienst berufene junge Kamerad — sie erstreben einen uns ehrenvoller und männlicher dünkenden Händedruck oder Namenszug. Sie können stolz auf ihre Urkunde sein, denn der sie ihnen unterschrieb, war von Freude und Achtung vor ihrer Leistung erfüllt.

Die Moral von der Geschicht' sei eine Austrittsbewegung im Autogrammjägerverband. Vielleicht überläßt man diese „Sitte" den kleinen Mädchen und sucht sich männlichere Bekenntnisse zu den populären Gestalten dieser Erdkugel.

Von den WAFFEN der Tiere

VOM ELEKTRISCHEN AAL ZUM HIRSCHGEWEIH

Die Menschen können nicht den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, daß sie als erste die Elektrizität nutzbar gemacht haben. Denn schon seit undenklichen Zeiten bedienen sich manche Tiere dieser geheimnisvollen Kraft; und zwar ausgerechnet verschiedene Fische, die man deshalb auch ganz allgemein „elektrische Fische" nennt.

Es sind dies recht ungemütliche Burschen! Man kommt ihnen am besten nicht zu nahe. Denn sie verteidigen sich durch elektrische Schläge, die eine geradezu verblüffende Ähnlichkeit mit den Schlägen aus einer elektrischen Lichtleitung haben und diese an Stärke manchmal sogar noch übertreffen. Letzteres ist bei dem in südamerikanischen Flüssen und Seen vorkommenden Zitteraal der Fall, einem Ungetüm von bis zu zwei Meter Länge, dessen Schläge einer Spannung von etwa 300 Volt entsprechen! Etwas weniger, aber immer noch „elektrisch" genug ist der im Indischen und Atlantischen Ozean — also im Salzwasser — lebende Zitterrochen, der ein besonders merkwürdiges Aussehen hat. Und der in verschiedenen Flüssen Afrikas vorkommende Zitterwels schließlich, der eine Länge von über ein Meter erreichen kann, erzeugt in seinem Körper eine Spannung von etwa 200 Volt.

Viele Forscher haben sich immer wieder mit diesen wohl merkwürdigsten Fischen, die es überhaupt gibt, beschäftigt und dabei oftmals höchst schmerzhafte Erfahrungen gesammelt. Bei einer Jagd auf Zitteraale zum Beispiel erging es einem Forscher folgendermaßen:

Um den elektrischen Schlägen der Aale zu entgehen, hatte er sich von einem Eingeborenen auf den Rücken nehmen lassen und außerdem noch besonders dicke Gummihandschuhe angezogen. Sein Träger, ein gegen Zitteraalschläge einigermaßen abgehärteter Mann, watete nun in den betreffenden See hinein, hatte aber das Pech, über einen Stein zu stolpern und umzukippen. Der Forscher fiel also ins Wasser und wurde erst einmal pudelnaß. Glücklicherweise war aber kein Zitteraal in der Nähe, und so konnte er sich, ohne weiteren Schaden zu nehmen, aufs Land retten. Kurz darauf fing man dann ein paar Aale und brachte sie an Land. Der Forscher trat herzu, um sich die Beute, die, nach Luft schnappend, auf dem Strande lag, von nahem zu betrachten. Aber er mußte wohl ein bißchen zu nahe herangegangen sein. Denn plötzlich machte einer der Fische eine ruckartige Bewegung. Die Füße des Forschers kamen dabei mit dem Kopf- und dem Schwanzende des Tieres in Berührung und — da der gute Mann ja von seinem Sturz ins Wasser noch immer pitschnaß war und also seine Kleidung eine besonders gute „Leitfähigkeit" hatte, kriegte er nun nachträglich einen solchen Schlag, daß ihm für eine Weile Hören und Sehen verging!

Die Fähigkeit, elektrische Schläge auszuteilen, dient den Zitterfischen, wie gesagt, zur Verteidigung gegen Feinde, in der Hauptsache also gegen große Raubfische, und dann gleichzeitig auch zum Erjagen ihrer Beute. Die Zitterfische sind nämlich im allgemeinen keine besonders guten oder schnellen Schwimmer. Aber das haben sie auch gar nicht nötig! Sie entladen einfach einen elektrischen Schlag ins Wasser, und schon ist alles, was in ihrer Nähe herumschwimmt, gelähmt oder gar getötet. — Merkwürdig ist dabei freilich eines: ist zufällig ein anderer Zitterfisch in der Nähe, wenn einer seiner Artgenossen einen elektrischen Schlag ins Wasser abgibt, durch den alles Leben ringsherum vernichtet wird, so kümmert das jenen anderen Zitterfisch überhaupt nicht! Er ist nämlich gegen die Schläge seiner Artgenossen völlig unempfindlich!

Wie bei den Zitterfischen die elektrischen Schläge erzeugt werden, ist bis ins Letzte noch nicht erforscht. So viel ist sicher, daß die Zitterfische in bestimmten Stellen ihres Körpers Elektrizität „aufspeichern" können, und zwar be-

Zu den beliebtesten Waffen der Tierwelt gehören die Stacheln

stehen die betreffenden Organe, die zum Beispiel beim Zitteraal etwa ein Drittel seines Körpergewichtes ausmachen, meist aus einer Reihe von „Säulen", deren jede sich wiederum aus lauter übereinanderliegenden Platten zusammensetzt. Jede dieser Platten stellt eine Art von elektrischem „Element" dar. Zitterwelse haben in ihrem Körper bis zu 4000, Zitteraale sogar bis zu 6000 solcher Elemente. Es wird vermutet, daß sich in irgendeiner Weise die Körperwärme der Fische innerhalb dieser Elemente in Elektrizität umwandelt, ja, daß die Tiere sogar die Wärme des sie umgebenden Wassers zur Bildung der Elektrizität mit heranziehen.

Die elektrische Kraft, die jedem dieser vielen Elemente innewohnt, ist natürlich nicht sehr groß. Erst durch das Zusammenwirken aller Elemente kommt es zur Erzeugung einer Spannung von mehreren hundert Volt. Da die Schläge von solcher Stärke aber in Bruchteilen einer hundertstel Sekunde ausgelöst werden, und zwar in einem Augenblick, wo der Fisch dieses „will", muß es so sein, daß mit unvorstellbarer Geschwindigkeit die vom Gehirn des Fisches ausgehenden Nerven die Zusammenfassung der in den Tausenden von Elementen aufgespeicherten elektrischen Kraft und zugleich die Auslösung des Schlages verursachen. Wie das aber möglich ist, das ist freilich — wie ja auch noch so vieles andere im Reiche der Natur — ein bis heute ungelöstes Rätsel.

Eines aber ist sicher, die elektrischen Schläge der Zitterfische gehören wohl zu den eigenartigsten Waffen, die die



Das über ein Meter lange Riesenschuppentier sieht in seinem Panzerkleid wie ein lebender Tannenzapfen aus



Das Geweih des Hirschkäfers ist in Wirklichkeit eine tödliche Kneifzange

Aufnahme: Techno-Photogr. Institut

Natur ihren Geschöpfen mitgegeben hat. Daß es sich dabei um eine Verteidigungswaffe handelt, die aber auch zur Beutejagd mitverwendet wird, kennzeichnet zugleich ein Wesensmerkmal der „Tierwaffen", von denen hier die Rede sein soll. Denn wenn wir hier ganz allgemein von allen den „Werkzeugen" reden wollten, die den Tieren zum Aufspüren, Ergreifen- und Verzehren ihrer lebensnotwendigen Nahrung dienen, dann müßten wir alle Tiere zu Waffenträgern erklären und also ein — Buch darüber schreiben. So wollen wir hier unter „bewaffneten" Tieren nur solche verstehen, die mit Naturwerkzeugen zur Abwehr stärkerer Feinde ausgerüstet sind. Dazu gehören dann die Tintenfische mit ihrer bekannten „Vernebelungseinrichtung" genau so wie die Geweihträger, also Rehe, Hirsche und natürlich auch Hirschkäfer. Dazu gehören aber beispielsweise auch die Bienen mit ihrem Giftstachel.

Immer wieder einmal wird unseren Bienen, diesen nützlichen „Haustieren", zum Vorwurf gemacht, daß sie ihre Waffe gegen harmlose Menschen und Tiere anwenden. Und was folgt daraus: nicht nur allgemeine Angst vor der Biene, sondern schließlich auch noch der Wunsch, unseren Honiglieferanten ihr furchtbares Mordwerkzeug durch irgendwelche Züchtungsexperimente „abzugewöhnen".

Hier erst einmal zwei besondere Fälle, die zunächst zu beweisen scheinen, daß es sich bei dem Bienenstachel nicht lediglich um eine Verteidigungswaffe handelt: Ein Fohlen wurde von Bienen überfallen und totgestochen. Oder: Ein Bauer, der mit seinem Pferdegespann das Feld bestellte, wurde von einem Bienenschwarm angegriffen. Während er selbst mit dem Leben davonkam, erlagen seine beiden Pferde dem Bienengift.

In beiden Fällen gelang es, die Ursache des bedauerlichen Unglücks nachzuweisen. Das Fohlen, ungeschickt, wie diese jungen Tiere nun einmal sind, war in einen Bienenkasten hineingerannt und hatte ihn umgeworfen. Daß sich die Bienen dadurch angegriffen fühlten und infolgedessen ihre Stachel gebrauchten, ist selbstverständlich. Von einem „Überfall" kann hier also nicht die Rede sein. Höchstens von einem Unglücksfall, wie er eben überall einmal passieren kann. — Bei dem durch Bienen verunglückten Pferdegespann lag die Sache so: Der Bauer pflügte auf einer Brache, die auf der einen Seite an ein blühendes Rapsfeld grenzte. Auf der anderen Seite befand sich ein Feldweg, an dem — wie immer um diese Zeit — ein Wanderbienenhaus mit vielleicht hundert Völkern stand. Da das Wetter schön war, herrschte von dem Bienenstand hinüber zu dem Rapsfeld ein gewaltiger Flugverkehr. Und dieses „Flugfeld" wurde also von dem Pferdegespann beim Hin- und Herpflügen jedesmal gekreuzt. Natürlich „rannten" dann zahllose Bienen ständig an die stark schwitzenden Pferde an, deren Schweißgeruch den Bienen ausgesprochen unangenehm ist. Diese dauernde Störung reizte die Bienen. Sie stachen. Und wenn erst ein paar stechen, dann ist das für die anderen das Signal: zu Hilfe! — Das Unglück war da.

Der Bauer nun kannte den Bienenstand seit Jahren und mußte wissen, daß er während der paar Tage, in denen die Bienen das blühende Rapsfeld „abernteten", dort nicht pflügen durfte. Von ihm konnte man verlangen, daß er mit den Gewohnheiten unserer Honigbiene vertraut genug war, um sie nicht zu reizen. Denn: keine Biene sticht ohne Grund. Und: die Biene ist kein Wegelagerer! Das muß man einmal ganz klar und deutlich hinschreiben, damit auch diejenigen, die zu unseren Bienen nähere Beziehungen nicht unterhalten (d. h. höchstens auf dem Wege über den nahrhaften Honig, den sie uns spenden, und der zusammen mit der Wachsproduktion von größter volkswirtschaftlicher Bedeutung ist!), keine Angst mehr bekommen, wenn sie z. B. irgendwo einem Bienenschwarm begegnen.

Die bekanntesten, aber zugleich interessantesten Waffen, die es im Tierreich gibt, sind dann die Hörner und die Geweihe. Mit diesen Stirnwaffen hat die Natur ausschließlich solche Tiere ausgestattet, die als Pflanzenfresser weder scharfe Zähne noch spitze Krallen besitzen, und die sich also höchstens durch eilige Flucht vor ihren Feinden retten könnten. Zugleich aber gehören Hörner und Geweihe auch zu den „schwersten" Waffen, über die Tiere verfügen. Die Hörner mancher Antilopenarten zum Beispiel gleichen gewaltigen Säbeln oder Spießen. Und der ausgestorbene Riesenhirsch, dessen Überreste man z. B. in den Torfmooren Irlands gefunden hat, verfügte über ein Geweih von nicht weniger als drei Meter Spannweite!

Was aber ist nun eigentlich der Unterschied zwischen Hörnern und Geweihen? Rein äußerlich betrachtet besteht er darin, daß die Hörner niemals verzweigt sind, während das Geweih Verzweigungen aufweist wie beim Hirsch oder schaufelförmig ausgebildet ist wie beim Elch und beim Damhirsch. — Aber das sind nur äußere Merkmale. Wenn wir der Sache tiefer auf den Grund gehen, kommen wir zu ganz wesentlich interessanteren Unterschieden.

Zunächst einmal ist da — neben den Stirnwaffenträgern — das Nashorn nicht zu vergessen, dessen gewaltiges Horn eine nicht weniger gefährliche Verteidigungswaffe darstellt als z. B. das Geweih eines Hirsches. Dieses Nasen-Horn nun ist ganz und gar aus einer Verdickung der Haut entstanden, einer „Hornhaut" gewissermaßen. Es besteht also durch und durch aus „Horn" und hängt mit dem Knochen des Nashornschädels nicht zusammen. Es ist daher in jeder Beziehung ein „richtiges" Horn. — Anders ist es mit den sonstigen Kopfwaffen, die wir als Hörner bezeichnen. Bei den Ziegen, den Schafen, Rindern und Gemsen sowie bei den hundert verschiedenen tropischen Antilopenarten bestehen die Hörner aus Hohlkörpern, die sich gleichfalls aus der Haut durch Verdickung gebildet haben. Darunter aber sitzt ein Knochenzapfen, der mit dem Schädelknochen des Tieres fest verbunden ist.

Von diesen hohlen Hörnern stammt auch das Wort Horn als Bezeichnung für ein Blasinstrument oder ein Trinkgefäß her. Denn unsere Vorfahren verfertigten sich diese Gegenstände aus den Stirnwaffen der von ihnen erjagten Auerochsen.

Eine interessante Hörnerabart — die einzige, die wir kennen! — stellen die Stirnwaffen der nordamerikanischen Gabelgemse dar, einmal, weil ihre Hörner, wie schon der Name sagt, eine gabelähnliche Verzweigung aufweisen, zum anderen aber, weil dieses merkwürdige Tier seine Hörner in jedem Jahr abwirft. Schon bevor die alten Hörner abgeworfen werden, bildet sich an der Spitze des Knochenzapfens durch Verdickung der Haut ein neues „Hörnchen", das dann nach Abwurf des alten schnell weiterwächst, um bereits nach einem weiteren Jahr wieder durch ein neues ersetzt zu werden.

Bevor wir dann auf die Geweihe zu sprechen kommen, müssen wir hier noch die Stirnbuckel der Giraffe erwähnen; denn sie bilden eine Art unvollkommene Übergangsform zu den Geweihen, weil bei ihnen keinerlei

„Horn" mehr vorhanden ist, sondern lediglich ein von Haut umgebener Knochenzapfen.
Und nun die Geweihe: Abgesehen von der etwas unterschiedlichen Form sieht der beim wachsenden Geweih sich bildende Knochenzapfen mit der darübergespannten Kopfhaut einem Giraffen-Kopfhöcker nicht unähnlich. Im weiteren Wachsen aber formt sich dann das Geweih, das jedoch noch immer von der behaarten Haut, dem „Bast", umgeben bleibt. Später trocknet die Haut dann ein, und das Tier „fegt", wie es in der Jägersprache heißt, sein Geweih blank. Nun ist der Knochen durch ein Loch in der Kopfhaut unmittelbar zutage getreten. Wenn aber dann ein Jahr herum ist, bilden sich unterhalb des das eigentliche Geweih abschließenden „Rosenstocks" Hohlräume in dem Geweihknochen, und nicht lange, so werden die schönen „Stangen" abgeworfen. Die Kopfhaut schließt sich über dem Knochenstumpf wieder zusammen, die „Wunden", die das abgeworfene Geweih zurückgelassen hat, heilen also und wachsen zu. Und im kommenden Jahr wächst dann ein neues, noch schöneres und größeres Geweih!
Die Besonderheit des Geweihs besteht also darin, daß es periodisch, das heißt meist jährlich einmal, abgeworfen wird und sich dann im kommenden Jahr wieder von unten bis oben ganz neu bildet, ja, daß es sich in vielen Fällen sogar von Mal zu Mal immer mehr vervollkommnet. Aber auch hier bestätigen Ausnahmen die Regel. So wirft der eigenartige Miluhirsch, den es auf der ganzen Welt nur an einer einzigen Stelle, nämlich im Park des ehemaligen kaiserlichen Palastes zu Peking, gibt, seine Stangen jedes Jahr zweimal ab. Was ihn zu diesem merkwürdigen Verhalten veranlaßt, ist ein Rätsel. Denn schon der einjährige Geweihwechsel bedeutet eigentlich eine geradezu ungeheuerliche — Materialverschwendung! Das Hirschgeweih besteht ja aus hochwertiger Knochensubstanz. Wenn man bedenkt, daß z. B. das Schaufelgeweih des Renntieres etwa 10 Pfund wiegt, so stellt man erstaunt fest, daß dieses genügsame Herdentier des Nordens während seines Lebens eine Substanz „verschwendet", die seinem gesamten Körpergewicht gleicht!
Besonders interessant ist natürlich ein Vergleich der jährlich abgeworfenen Stangen ein und desselben Tieres. So befinden sich in der großen Berliner Geweihsammlung als besondere Kostbarkeit einige Stangenjahrgänge des ausgestorbenen siamesischen Schomburgk-Hirsches. Das letzte Exemplar dieses Tieres befand sich um die Jahrhundertwende im Berliner Zoo. Und so ist heute die deutsche Wissenschaft glückliche Besitzerin einer vollständigen Serie der Geweih-Jahrgänge, ja, noch mehr: des einzigen Schomburgk-Hirsch-Skeletts, das es auf der ganzen Welt gibt.
Wie aber kam damals das seltene siamesische Tier nach Berlin? Nun, ein Deutscher bekam den ausgewachsenen

Die Pflanzenfresser verfügen weder über scharfe Zähne noch spitze Krallen. Dafür haben sie sich in ihren Hörnern und Geweihen die gewaltigsten Verteidigungswaffen zugelegt, die es im Tierreich gibt



Aufnahme: Techno-Photogr. Institut

Hirsch in Siam von einem Fürsten geschenkt. Daß es sich um das letzte Exemplar des Schomburgk-Hirsches handelte, davon hatte damals der gute Mann allerdings keine Ahnung. Als er den Hirsch daher auf der siamesischen Eisenbahn bis zum Schiff hatte transportieren lassen und nun einen Betrag von etwa 100 Mark an Eisenbahnfracht bezahlen sollte, da wurde ihm das „teuere" Geschenk fast leid, und es hätte nicht viel gefehlt, daß er die Fracht nicht bezahlt und das Geschenk in Siam gelassen hätte! — Erst in Deutschland stellte sich dann heraus, daß der Wert des Hirsches jenen Frachtbetrag um das Vielfache überstieg. . .
In der Berliner Geweihsammlung, diesem „Zeughaus der Hirsche", sind natürlich auch Prachtexemplare, Vierzehnender, Sechzehnender und Achtzehnender keine Seltenheit. Wenn man versucht, die mächtigen Geweihstangen eines nordamerikanischen Wapitihirsches mit der Hand zu umspannen, so muß man feststellen, daß es mit einer Hand nicht zu schaffen ist; dicht über dem Rosenstock sind die Stangen so stark, daß man sie mit beiden Händen gerade so einigermaßen umklammern kann.
Selbstverständlich dürfen in der Sammlung auch Exemplare des größten Hirschgeweihes, das es jemals gegeben hat, Geweihe des vor Jahrtausenden ausgestorbenen Riesenhirsches, nicht fehlen. Sie sind die größten Tierwaffen der Welt!

Hans Knothe

Fallschirmjäger 3 Jahre am Feind

(Fortsetzung von Seite 14)

men wird, was sich ihm entgegenstellt. Fieberhaft greifen wir nach den geballten Ladungen, bündeln Handgranaten und sehen den Koloß immer größer werden. Mit dem MG. ist da nichts zu machen. „Herankommen lassen!" Beruhigend und leise sagt es der Leutnant. Da! — in weitem Abstand folgen dem Panzer braune, dicht vermummte Gestalten. Die Sowjets greifen an! Die Nerven sind bis zum letzten angespannt. Herankommen lassen! Immer wieder sagen wir es uns, und dann ist es soweit. Riesig groß schiebt sich der Leib des Panzers wie eine Riesenschildkröte über den Graben. Er hat uns nicht gesehen. Rollt weiter. Aber da ist der Leutnant schon neben dem Turm, stopft eine Handgranate blitzschnell in das Geschützrohr, und während das Feuer unserer Maschinengewehre in die Reihen der Bolschewisten schlägt, sucht die Panzerbesatzung sich durch schnelles Drehen des Turmes von dem lästigen Angreifer zu befreien. Dumpf ist die Handgranate krepiert, hat das Rohr zerstört, und im gleichen Augenblick, da sich die Luke des Turmes öffnet, fliegt eine zweite Handgranate hinein und erledigt die Besatzung. Tot liegt der Koloß hinter unserem Graben. Aber der Kampf gegen die Roten geht weiter. Zum rasenden Wirbel ist unser Feuer geworden, und wenn aus dem Wäldchen auch immer neue Wellen hervorfluten. Es müssen doch weniger werden. Wir zählen nicht die Schüsse und Gurte unserer MG.s und sehen nicht die Rotglut der Läufe. Immer wieder kommen die braunen Gestalten vor das Visier der Gewehre und brechen in unserer Abwehr zusammen. Jetzt bleiben sie stehen dort vorn, scheinen zu überlegen und rennen schneller, als sie eben stürmten, wieder dem sicheren Wald zu. Da springt der Leutnant auf. Seine hochgerissene MP. wird zum Angriffszeichen für den ganzen Abschnitt. Keinen Augenblick schweigen die Waffen während des Gegenstoßes, der den Gegner unvorbereitet trifft. Mit schießenden MG.s erreichen wir den Waldrand, kämmen den Brückenkopf durch bis zum Flußufer und treiben die letzten Bolschewisten ins eisige Wasser. Der Brückenkopf bleibt fest in unserer Hand.

5. Nordafrika im Herbst 1942

Sand und Steine, brennende Hitze, manchmal ein dürrer Kameldorn-

strauch und dahinter ein Sandloch, grade so groß, daß wir uns darin strecken können, das ist unsere Front in Nordafrika. Seit Wochen rennt der Tommy mit all seinen Reserven gegen uns an. Seit Wochen kennen wir nur die plötzlichen Überfälle seiner Artillerie, nächtliche Stoßtrupps, die unsere höchste Wachbereitschaft fordern, und nur am Abend, in der kurzen Frist zwischen Tag und Nacht, können wir Atem holen, sind wir Menschen, die Hunger und Durst haben, die auf den Brief aus der Heimat warten und selbst hier draußen Wünsche und Sehnsucht tragen. Um diese Stunde greift der Hans aus seinem versandeten Brotbeutel die griechische Grammatik und lernt Vokabeln. Wahrhaftig, er tut es jeden Abend, obwohl hier alles so sinn- und nutzlos erscheint. Und obwohl wir seit Wochen in diesen Sandlöchern liegen, die großen Gräbern gleichen, arbeitet der Hein noch täglich an seinen Studienbriefen, die er sich aus der Heimat nachschicken läßt. Gestern abend war er bei mir, und während der Seewind uns endlich die Kühlung brachte, erzählte er mir von seinen Plänen, von den sieben Semestern, die er bald hinter sich hätte, und von den Brücken, die er einmal zu bauen gedenkt. Draußen in der Welt, denn ohne uns haben sie es noch nie geschafft. Groß und kühn sollen seine Brücken werden, nicht nur die Ufer verbindend, sondern auch die Völker. Und so wie der Hein und der Hans tragen wir alle unsere Zukunft mit uns, haben wir alle unsere großen Pläne, die wir einmal verwirklichen wollen. Wir haben sie nur hintenan gestellt für die Zeit, da wir Soldaten, Fallschirmjäger sind, denn die Not der Stunde braucht keine Humanisten und Baumeister des Friedens, sondern Soldaten voll Leidenschaft und Einsatzbereitschaft. Gerade weil sie noch ihre große Forderung an die Zukunft haben, vermögen sie alles einzusetzen, denn die Zukunft liegt nur im Sieg.

„Befehl ausgeführt!"

(Fortsetzung von Seite 15)

Durchbruch durch die sowjetischen Linien gelang. Der Gefreite H. führte den Artillerieleutnant sicher an sowjetischen Posten vorbei, bis 50 Meter vor der Kompanie im Vorfeld der eigenen Kameraden, wo auch der Weg für den Leutnant nicht mehr zu verfehlen war, der Gefreite vorschlug, sie wollten nun — um den Sowjets kein Ziel zu bieten — das letzte Stück des Weges getrennt zurücklegen, der Leutnant an der Schneise entlang und er in kurzem Sprung über die Lichtung. Der Gefreite H. hatte nicht ahnen können, daß sich in diesem Augenblick gerade ein kampfstarker sowjetischer Spähtrupp über die Lichtung zurückzog. Es war ein ungleicher Kampf. Die Kameraden sahen ihn keuchend mit letzter Kraft den Graben gewinnen. Dann brach er zusammen. Sein Kopf blutete aus einer klaffenden Wunde. Der Oberleutnant sprang hinzu. „H . . .", rief er ihm zu, als hoffe er, ihn ins Leben zurückzurufen, „ich bin's, dein Oberleutnant!" Da schlug der Gefreite verwundert die Augen auf, als besinne er sich, noch etwas vergessen zu haben, ehe er den Weg in die andere Welt antrete. „Befehl ausgeführt!" hauchte es von seinen Lippen... So tapfer, wie er gelebt hatte, so tapfer war er in den Armen seines Oberleutnants gestorben, der ihm behutsam die Augen zudrückte.

Der vorgeschobene Beobachter der Artillerie war nun bei ihnen und damit die vernichtende Kraft einer schweren Abteilung, deren Granaten in den Feind hieben, bis sich blutig der Ring der Sowjets zu lösen begann und der Kompanie der Weg in die Freiheit sich bahnte. Auf dem Grab, das man dem tapferen Melder am Weg seiner Pflicht und seines Sieges bereitete, steht heute zu lesen: „Er starb, damit seine Kompanie leben konnte." Der Weg des Melders ist der Weg einer unumstößlichen Pflicht. Er wird von Männern bezwungen, die eine feindliche Übermacht nicht fürchten, die sich durch nichts verblüffen lassen, mutig dem Tod ins Auge sehen und im Inferno des Krieges noch über sich selbst hinauswachsen. Und solche Männer will der Krieg. Ihnen läßt er schließlich den Lohn des Sieges. Vergeßt es nicht: Einem jener namenlosen Unbekannten wies er nach viereinhalbjähriger Bewährung als Meldegänger den geraden Weg der Pflicht, auf dem er heute uns allen voran als erster Soldat und unser Führer marschiert!

Kriegsberichter Heinz Thiel

Umschlagbild: ᛋᛋ-PK.-Zeichnung von Kb. Buschschulte. Graphische Gestaltung R. Breidenstein

Hauptschriftleiter: Herbert Reinecker, Berlin. Verlag: Franz Eher Nachf. G. m. b. H. (Zentralverlag der NSDAP.), Zweigniederlassung Berlin SW 68. — Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68. — Zur Zeit ist Preisliste Nr. 1 vom 1. 4. 1939 gültig.

Schuhe wollen Collonil

Iton

macht Stoffe wasserabweisend und regendicht

Nach einfacher und müheloser Behandlung werden die Stoffe wasserabstossend, bleiben aber luftdurchlässig.

Imprägnieren mit ITON schützt die Bekleidungsstücke vor Nässeschäden und verlängert ihre Lebensdauer. ITON kann bei feinen und groben Geweben angewandt werden.

Orig.-Beutel mit ca. 25 g RM. -,37 u. R. in einschlägigen Geschäften

Ausführliche Prospekte durch
Curta & Co. GmbH. Berlin-Britz





Spielmannszüge
durch mein
Spezialangebot
Zahlr. Anerkennung. von RJF., HJ. usw.
Günst. Teilzahlung
Äußerst bill. Preislage
Fordern Sie Katal. 9 kostenlos.

Josefine Ranft
Pausa i. V.



KURZSCHRIFT
Anfänger bis 80 Silben in der Minute.
Eilschrift. Förderung bis zur Redeaufnahme
MASCHINENSCHREIBEN
Anfänger bald hohe Leistungen. Leistungssteigerung für Fortgeschrittene. Briefe schön herstellen
DEUTSCH, ABER RICHTIG!
Fremdsprachen-Kurzschriften. Verlangen Sie umsonst Aufklärung über den Unterricht. Prospekt 10 »Was sagen Hunderte meiner Schüler«
SCHELLHAMMER·KURZSCHRIFT-BRIEFUNTERRICHT·BERLIN-GRUNEW.



Hitlerjunge! Unser Anzeigenteil ist Dein Berater in allen Einkaufsfragen!



Die Kinobesucher sind noch ganz benommen von allem Gesehenen und von der Hitze im Saal. Draußen geht ein kalter Regen nieder.



Schmidts und Schulzes können den Heimweg zusammen antreten; sie wohnen ja Tür an Tür.



„Na, ob das ohne Schnupfen abgeht? Leider haben wir keine WYBERT mehr im Haus."



„Ja, WYBERT sind rarer geworden; zuerst müssen die Soldaten damit versorgt sein. Aber schon wenig WYBERT wirken viel."

In jedem alten Kleid hält sich ein neues versteckt



Bei jeder Umwandlung muß aber erst einmal der Stoff der alten Sachen „auf neu" gezaubert werden, der ja meist in den Farben und auch sonst unansehnlich geworden ist. Man trennt also die Sachen auf, entfernt sorgfältig alle Fäden und wäscht den Stoff, bevor man ihn neu verarbeitet. Soweit es sich dabei um Kleider aus Kunstseide, Zellwolle und Mischgeweben handelt oder um ähnliche Damen- und Herrenwäsche, beachtet man genau folgende Waschvorschrift:

Man gibt 1 Löffel voll von dem Waschmittel für Feinwäsche in 4 Liter lauwarmes Wasser. Nach dreistündigem Einweichen drückt man das Waschgut leicht durch, ohne etwa Stoff auf Stoff zu reiben. Farbempfindliche Sachen werden nicht eingeweicht; man vergesse hier nicht einen Essigzusatz. Nach dem Spülen rollt man die Stücke in einem Tuch aus und läßt sie dann ausgebreitet trocknen. Bevor sie ganz trocken sind, also in noch feuchtem Zustand, werden sie mit mäßig warmem Eisen von links gebügelt. Kreppartige Gewebe sollen getrocknet gebügelt werden, da sie sonst ihren Charakter verlieren.

Bei jeder Feinwäsche ist es wichtig, sie richtig zu sortieren. Helle und dunkle Sachen sollen getrennt eingeweicht und auch getrennt gewaschen werden. Um Waschmittel zu sparen, werden in demselben Waschbad, in dem die hellen Sachen gewaschen wurden, nachträglich die dunklen Sachen gereinigt.

Vorheriges dreistündiges Einweichen in Feinwaschmittellösung ergibt die größte Ausnutzung der Waschkraft. Im Gegensatz zur Weißwäsche darf aber einem solchen Einweichbad auf keinen Fall Soda zugegeben werden.



Verpackt Feldpostsendungen gut und dauerhaft!

Verpackt so fest, wie nur möglich. Der Weg ist weit. Nur was Stoß und Druck aushält, kann gut ankommen. Schreibt die richtige Feldpostnummer! Streichhölzer und gefüllte Benzinfeuerzeuge gehören nicht in Feldpostpäckchen!



Hunderte von Anfragen nach Sportwaffen



kommen immer noch täglich zu uns. Ein Beweis, daß Mauser längst zum Begriff für die zuverlässige Sportwaffe geworden ist! Aber unsere kriegswichtigen Aufgaben drängen die Herstellung und Lieferung für die Dauer des Krieges völlig in den Hintergrund. Es bleibt deshalb nichts anderes übrig, als daß jeder von uns für des anderen Lage Verständnis aufbringt und Geduld übt bis zum siegreichen Ende des Krieges.



MAUSER-WERKE AG. OBERNDORF AM NECKAR